Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang 1. Juli, 1848. Nro. 7.

Die Kirche der Gegenwart.

Vierter Artikel.

Das Wesen der Kirche.

Wir haben bisher unsere Aufmerksamkeit besonders dem Verhältniß zugewendet, in welchem in unseren Tagen die christliche Kirche zum Staat und zu den hohen und niederen Schulen in der alten und neuen Welt steht. Es ist auf die Ohnmacht hingewiesen worden, in welcher heutzutage dieselbe, als religiöse Gemeinschaft gegenüber dem Staate als einer sittlichgeordneten Gesellschaft, sich befindet. Wir haben aufmerksam gemacht auf den Mangel an verklärender Kraft und Wirksamkeit, der in unserer Zeit der Kirche zum Vorwurf wird besonders da, wo sie vom Staate in eine ganz unfreiwillige Vormundschaft genommen wurde, aber auch da, wo beide getrennt und in einer gegenseitig selbstständigen Thätigkeit begriffen sind. Endlich wurde noch angedeutet, daß unter dem Verhältniß einer förmlichen Scheidung zwischen Kirche und Staat die katholische Kirche noch mehr Hoffnung auf eine großartige Entfaltung für die Zukunft hege, als die protestantische, gemäß dem eigenthümlichen Wesen jeder der beiden religiösen Gemeinschaften.

Nun gehen wir über auf eine nähere Beleuchtung des Zustandes der Kirche der Gegenwart an sich selbst und nach der Mannigfaltigkeit der Lebensgestaltungen, die sie aus der ihr inwohnenden Triebkraft nach verschiedenen Richtungen hin erzeugt. Lasset uns keinen Augenblick vergessen, daß die Kirche unter uns stets das Product eines Lebens, freilich eines mehr oder minder krankhaften Lebens ist. Im Innern der Seelen waltende religiöse Gefühle und Grundanschauungen, gegeneinander gehalten und verglichen, bilden gleichartige oder verschiedenartige Gruppen; diese Besonderungen sind aber, so weit nur der Name Christenthum geht, noch von einer Allgemeinheit umschlungen, und so sehr sich auch zeitweise die Erkenntniß dieser Einheit in der Mannigfaltigkeit dem Blicke entziehen und das Gefühl derselben verschwinden kann, so beweist eben der Wunsch, die Einheit verwirklicht zu sehen, so verkehrt er oft auch auftreten mag, die Wahrheit dessen, daß das Eine, der Kirche im Ganzen zu Grunde liegende

Leben auch nur Gleichartiges erzeuge. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem fleischigen gigantischen Blatte eines südlichen Farrenkrautes mit seinem reichen Systeme saftgeschwollener Gefäße und Zellen und zwischen der starren, faserichten und trockenen Nadel einer nordischen Tanne; und doch liegt beiden das Eine Princip des Pflanzenlebens zu Grunde. Welch' ein Unterschied in der Einheit! Gerade also auch die so verwirrende Mannigfaltigkeit kirchlicher Erscheinungen in der Gegenwart; wir wollen nie vergessen, daß sie in letztem Grunde aus Einem Lebensprincip kamen und kommen. Das lehre uns, in ihnen eben den Lebensfunken zu ehren und mit Andacht zu pflegen, den ein unbefangener Sinn an den Einzelnen zu entdecken vermag.

Wie viele Tausende von Kirchengliedern würden auf die Frage, was die Kirche sei, eine genügende Antwort schuldig bleiben! Daß die Kirche da ist, wo man „Gottes Wort lauter und rein lehrt und die Sacramente richtig verwaltet," das sei uns ein theurer Kompaß für unsere Lebensfahrt, uns zu lehren, wo wir je und je mit unserm Lebensschifflein ohne Gefahr einer Sandbank anlegen, Lebensbrod und Lebenswasser einnehmen und die Segel flicken mögen. Aber eine vollständige Antwort auf die Frage, was die Kirche sei, ist das eben doch noch nicht. Doch ist es tausendmal besser, als wenn die Leute uns sagen, die Kirche sei die Gesellschaft der an Christum Glaubenden; denn da könnte man beinahe denken, Christus selbst gehöre mit seinem Leben nicht zur Kirche, und Gottes Wort und Sacramente seien Nebendinge. Es darf sich mit der Gesellschaft der an Christum Glaubenden nicht verhalten, wie mit der Gesellschaft der an Moses oder Mohammed Glaubenden. Nicht von einem Moses oder Mohammed, aber von Christus ist Leben, weltbelebendes Leben ausgegangen. Darauf also müssen wir unser Augenmerk richten, zu erkennen, daß von Christus ein Strom des Lebens, göttlichen, erneuenden Lebens in die Menschheit ausgeht. Wo wir den fließend erkennen, obwohl wir ihn nie in himmlischer Kristallhelle strömen sehen im Erdenthale, da ist die Kirche. Da darf nun nichts fehlen, was von Christus selbst als eine Bedingung des Kirchenlebens hingestellt wurde, sein Wort, seine Sacramente, sein Geist. Wo diese ganz mangelten, da wäre auch keine Kirche. Je weniger Gewicht wir auf Eines oder das Andere legen, je mehr wir sie verdecken oder entstellen, desto mehr treten wir aus der reichen vollen Mitte jenes Stromes heraus und gerathen in stagnirende Sümpfe oder auf die dürren Sandbänke des Weltlebens in allen seinen Gestalten.

Es ist also recht darum zu thun, klar und deutlich zu erkennen, daß die Kirche eigentlich eine Erscheinung des Lebens, der Macht, der Gotteskräfte Christi, ihres Hauptes, ist; er will sein Leben der Menschheit einbilden, ihr zu eigen machen. Dadurch wird das Christenthum allein Wahrheit und Wirklichkeit in der Welt. Sein ewiger Lebenskeim entfaltet sich allmählig in der Geschichte der Kirche. Wie der Kern eines Baumes eine wunderbare Mannigfaltigkeit von lauter Gliedern des Baumes in sich schließt, Wurzeln, Stämme, Aeste, Zweige, Blätter, Blüthen, Blüthenduft, Frucht und in der Frucht wohl wieder

Kerne, so der Lebenskeim der Kirche; auch er birgt in sich die Entfaltung des Ganzen in seine Theile, das Wurzeln in der Tiefe und Nahrungsaugen aus Gott und seinem Worte; das sich Festgestalten im Bekenntniß wie im starken, tragenden Holz; das Anwenden der Lehre und die Richtung der Aeste aus dem Stamme heraus nach allen Seiten des Lebens und der Welt hin; das Ansetzen der Blätter, die Licht, Thau und Wärme jedes für sich vom Himmel frisch hernehmen, aber am Holze des Einen Bekenntnisses bleiben; die Blüthen auch brechen lieblich hervor und mahnen uns an die schönen Gottesdienste mit ihren Festgefühlen, an den Duft bei der Feier hochheiliger Handlungen, an die seligen Hoffnungen, gefaßt für neubelebte und erweckte Seelen; die Früchte endlich, ja, sie sind es erst, die, je mehr sie sich zeigen, desto mehr die Bitterkeit des Lebens in einer von Gott abgefallenen Welt zu versüßen und Hoffnungen für die Zukunft zu wecken vermögen. Das Alles ist nichts äußerlich und gewaltsam Zusammengebundenes, sondern es ist die Entfaltung der Einen, in die Kirche gelegten Lebenskraft. Man muß freilich an diesem Leben selbst einen wahren Antheil haben, um eine solche Bezeichnung der vielseitigen Lebenserweisung der Kirche wahr zu finden.

Vor zwei Abwegen hat man sich heutzutage bei einem ernsteren Nachdenken über die Frage, was die Kirche sei, allerdings zu hüten. Der erste ist der, daß man die Kirche und ihre Geschichte allzusehr nur für eine That der Menschen ansieht. Da denkt man sich die Sache so, als ob etliche Menschen sich zuerst entschlossen hätten, sie wollen an Jesus von Nazareth glauben; ihnen folgten Andere, und unter Gottes Segen breitete sich diese Gesellschaft Gläubiger aus; bald aber kamen einzelne Irrlehrer zu Ansehen, verdrehten das Evangelium und endlich leiteten sie mit der Papstteskrone auf dem Haupt die ganze Christenheit absichtlich in die schrecklichste Finsterniß; Gott ließ das in der Hauptsache so gehen, bis er im 16ten Jahrhundert etliche erleuchtete Männer sandte und die Sachen so richtete, daß die nun wieder das Evangelium an's Licht brachten und daß sie die Kirche Christi wieder von allem Schutt und Entstellung reinigten.— Hier nun macht man die ganze Kirchengeschichte im Wesentlichen nur zur That einzelner hervorragender Köpfe, die bald Böses, bald Gutes besonders förderten. Unleugbar legt man aber dabei einen solchen Maaßstab an, der offenbar für die ganze Summe der zu umspannenden und zu bemessenden Erscheinungen viel zu klein und nur von dem Standpunkte hergenommen ist, den wir gerade nach unserer Bildung, nach traditionellen Meinungen einnehmen, wobei aber glanzvolle und in ihrer Art herrliche, wenn schon einseitige und also durchaus nicht fehlerfreie Erscheinungen oberflächlich, ungerecht und also gewiß auch unchristlich behandelt werden. Gewiß, die Kirchengeschichte ist wohl eine That der Menschen, aber sie ist auch ein mannigfaltiges Leben, und wie Wenige sind es, die sich einen Ueberblick über die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse dieses Lebens bewahren können! Daher so manches Unrecht im Urtheil über die Vergangenheit der Kirche auch in der Gegenwart. Der andere Abweg aber besteht darin, daß man die Geschichte der Kirche und die Kirche überhaupt zu sehr nur

als ein Leben oder als Einen Lebensproceß ansieht, bei welchem die Thätigkeit der Einzelnen eine reine Nebensache ist und der weltenlenkende Geist die Geschichte sich bilden und entstehen läßt mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen, wie der Weber Bilder in den Teppich einzuweben weiß, ohne daß die Fäden die geringste Ahnung hätten, zu was sie taugen. Allerdings ist die Geschichte der Welt und der Kirche Leben, und wir Alle müssen mehr, als wir wissen, zu hohen Planen Gottes und zu seiner Verherrlichung dienen. Aber hier handelt es sich darum, die Geschichte als ein Leben solcher zu fassen, die in sich ein Wissen und Gewissen um das Gute und Böse tragen. Das ist also kein Leben, welches thierähnlich, instinctartig geführt würde, sondern die Geschichte ist ein Complex von Thaten, von Willensbewegungen und so auch die Kirchengeschichte. Der Gang der Kirchengeschichte fällt also nicht jenseits menschlicher Verantwortlichkeit, sondern wo Menschen handeln und vor Allem, wo sie als Glieder der Kirche handeln, da müssen sie Rechenschaft ihres Handelns zu geben gefaßt sein, es handelt sich hier entschieden um Schuld oder Unschuld, um den Aufwand von Kräften, der zur Förderung des wahren Lebens der Kirche gemacht wurde. Insofern ist die Kirchengeschichte nicht als ein Lebensproceß, als eine in sich nothwendige Entwicklung anzusehen, wobei für allen Irrthum und alle Fehler der Mensch nimmer verantwortlich gemacht werden könnte.

Aber es handelt sich eben auch um die Erkenntniß, daß die Erkenntniß des Wahren und Guten selbst nicht immer dieselbe war, daß sie es auch nach den Gesetzen der Entwicklung der Natur und zwar der geistigen in uns selbst auch gar nicht sein kann. So herrlich der Glanz der Sonne ist, so unerträglich wäre er uns Erdenkindern, wäre er um uns her nur zweimal so stark, als er gewöhnlich ist. Keiner von uns Allen trägt das Wissen des Guten in seiner Totalität in sich. Wir haben ein Bild vom Ewigguten in uns, welches sich stets am Geist unserer Zeit, unserer Erziehung, unserer Bibelerklärung gebildet hat, und meinen so leicht, das sei nun die Idee des Guten in allumfassender Vollkommenheit. So entwerfen wir uns ein geistiges Bild von Christus, nach den uns eben beherrschenden sittlichen Vorstellungen, welches aber gewiß nicht erschöpfend genannt werden sollte. So beurtheilen wir die Vergangenheit der Kirche eben auch gar zu gerne nach diesem Maaßstabe. Aber so lange wir Erdenkinder bleiben, so lange werden auch, so fest wir selbst auf der Bibel zu stehen beabsichtigen, unsere Vorstellungen von dem, was gut ist, Schwankungen unterworfen sein. Nicht als ob wir die Lüge wissentlich liebten, nicht einmal als ob wir nothwendig im Finstern uns befänden, nein, wir mögen die Wahrheit erkennen, aber hüten wir uns, zu glauben, daß wir die ganze, die volle, die universale Wahrheit erblickten. Jede Zeitperiode hat Eigenthümlichkeiten, und die Kinder jeder Zeitperiode haben deßhalb Einseitigkeiten. Aus diesen Mannigfaltigkeiten der Willensrichtungen, der religiösen Gesinnungen und Bedürfnisse, aus ihrer Verkettung und Gruppirung nach verschiedenen Zeiten und Nationalitäten ergibt sich nun allerdings ein großartiges Leben, eine Gährung

der verschiedenartigsten, geistigen Potenzen, und wir vermögen nicht ohne großen geistigen Genuß in der scheinbaren Verwirrung ein Streben nach Ordnung und Organisirung zu entdecken. Die Ordnung, der unser Auge mit Freuden im Reiche der sichtbaren Natur begegnet, wo wir die einzelnen Dinge unter sich in generelle Beziehungen bringen und die bunte Mannigfaltigkeit nach allgemeinen leitenden Ideen ordnen und theilen, sie finden wir mit freier athmender Seele, als entstiegen wir einem Chaos, wieder im Reich der Geister, von deren Leben und Thaten vor uns auf dem Boden der Kirche die Geschichte uns Zeugniß gibt. Wer aber hiezu nur den Grundsatz des Guten mitbringt, welchen er selbst nach dem Standpunkt seiner Zeit in sich trägt, der vergesse nicht, daß wem weniger gegeben ist, von dem auch weniger gefordert wird, und der verberge sich nicht die Schönheit einzelner Erscheinungen der Vergangenheit durch seine Einseitigkeit. Wohl ist das Gute ewig gut. Aber wenn in dem Lande, in welchem heute Ungehorsam gegen den Monarchen von vielen Guten für Hochverrath angesehen wird, morgen eine Revolution losbricht und durchdringt, so wird es übermorgen Hochverrath sein, dem Monarchen gehorchen zu wollen. Wer hat sich geändert, das Gute, oder die Guten, oder beide?—

Für uns also kommt es wesentlich darauf an, zu erkennen, daß die Kirche ein Leben in sich ist und als Leben sich erweist. Von diesem Standpunkte aus fassen wir auch die Erscheinungen innerhalb des Gebietes der Kirche in der Gegenwart auf. Wir sehen aber deutlich ein, daß die Gegenwart der Kirche wesentlich ein Product der Vergangenheit ist. Aber als in sich lebend, auch heute lebend, wird die Kirche sich von der Vergangenheit um so mehr zu emancipiren suchen, je weniger frühere Wirkungen wahrhaft belebend gewesen sind. Die Kirche im Ganzen liegt in verschiedenen Reichen vor uns, die ihre Gründung in sehr verschiedenen Zeiten erlebten. Sie stehen neben einander, wirken auf einander und gegen einander. Aber jedes von ihnen hat eine besondere Vergangenheit, von welcher es sich nicht losreißen kann, ohne ein anderes, ein total neues zu werden. Jedes wird insofern den in der Vergangenheit niedergelegten Principien treu bleiben wollen. Je verschiedenartiger sie sind, desto verschiedenartiger wird das aus ihnen quellende kirchlichreligiöse Leben sein. Spuren, daß es einer Umgestaltung in der Zukunft entgegengeht, werden wir zu erwarten haben, so lange Leben, Regung und Thätigkeit da ist. Denn Leben ist Veränderung. Je weniger aber Regung und Handeln da ist, desto weniger ist Leben da, und wenn wir an's Siechbett der großen griechischen Kirche treten, so finden wir da freilich kaum die Spuren einer der Kirche Christi zugehörigen Thätigkeit und kaum den schwächsten Pulsschlag eines Lebens. Da ist von der Gegenwart nichts zu sagen, was nicht vor Jahrhunderten zu sagen gewesen wäre und unwillkührlich lenkt sich der Blick des Beobachters auf ein Bild regeren Lebens. Wie mit erneuten Kräften steht sich verjüngend die katholische Kirche Rom's da, nicht ohne Lächeln auf die Vielgeschäftigkeit der jüngern protestantischen Schwester, auf deren buntgefärbten Rock aus vielen Stücken und die Unordnung ihrer Haushaltung hinsehend, täglich ihre Grenzen erwei-

ternd, Altes wiedergewinnend und mit unwandelbarem Vertrauen in die so oft erprobte Politik. Unsicher in seinen Plänen, mit sich gar oft selbst uneins, aber kühn der Weltgeschichte seit drei Jahrhunderten die Fakel vortragend, wandelt der Geist der Reformation durch die Länder der Erde und sucht — die Kirche, und sieht er um sich nichts als Verwirrung und Dunkel, so schaut er gläubig empor zu Dem, Der war, ehe die Kirche war, Der da ist und Der sein wird in Ewigkeit!

Das Alter der Welt und die Bibel.

(Ein Beitrag zum richtigen Verständniß der zwei ersten Verse der Genesis.)

Jedes Jahrhundert scheint dem Zeugnisse der Geschichte zufolge seine eigene Aufgabe vom Herrn zu haben; und die Aufgabe unseres Jahrhunderts ist, wie wir kaum zweifeln können, keine andere als die: den Schatz von Kenntnissen, welchen die Kraft und der Fleiß vieler Jahrhunderte gesammelt, der aber bisher großentheils nur das Eigenthum der Gelehrten von Profession gewesen ist, in immer weiteren Kreisen unter das Volk zu verbreiten, wodurch jene geistige Errungenschaft erst segensreich für das große Ganze wird. Hätte man dieß auch in Bezug auf Theologie schon früher in's Auge gefaßt: ich bin gewiß, es würde in der Kirche Jesu Christi heutzutage um vieles besser stehen. Oder mag es nicht nur zu oft der Fall sein, daß mancher gerne gläubig und anbetend dem Herrn zu Füßen gesunken wäre, hätte man manchen edlen Zweifel ihm genommen, welchen man auf oben angedeutetem Wege ganz und gar zu lösen im Stande gewesen wäre?

So kannte ich selbst einen geistig begabten Mann, welcher zugleich ein redlicher Forscher war; und dieser war an der ganzen H. Schrift irre geworden, weil ihm das erste Capitel der Genesis — versteht sich nach der gewöhnlichen grundfalschen Auslegung — wie ein Mährlein erschien, und wahrlich! nach dem, was man noch immer selbst von vielen Kanzeln hört, daß die ganze Welt erst 6000 Jahre alt sei, also erscheinen mußte. Ich weiß nicht, sind wirklich manche Prediger mit unseren exegetischen Forschungen so unbekannt, oder lassen sie gerne dem Volke seine Unwissenheit in solchen gewiß nicht unwichtigen Dingen; aber Eines ist mir klar: heilige Pflicht für jeden Christen und für jeden Prediger insbesondere ist es, Hindernisse des Glaubens hinwegzuräumen.

Hinderniß des Glaubens ist aber vor allem wohl das, was den Glauben in

offenen Widerspruch, theils mit der gesunden Vernunft, theils mit sichern Ergebnissen wissenschaftlicher, besonders naturhistorischer Forschungen zu bringen scheint. Dem Herrn sei tausendfältiger Dank dafür, daß unser allerheiligster Glaube die hellleuchtende Fackel der gediegenen Wissenschaft nicht zu scheuen braucht; und daß der Ausspruch eines großen Mannes, Baco's, täglich mehr bewährt wird, nämlich der Ausspruch: „Seichtes Forschen führt von Gott ab, aber gründliches Forschen führt zu ihm zurück."

Eben darum habe ich geglaubt, etwas Nützliches zu thun, wenn ich einige Andeutungen zur Erklärung oben angezeigter Verse zu geben versuche.

Nirgends sagt Moses, daß die Welt erst vor 6000 Jahren erschaffen sei; nirgends sagt er, daß unsere Erde erst so lange von Gott gegründet worden. Er fängt sein hochwichtiges erstes Buch mit den göttlich einfachen und göttlich schönen Worten an: „Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde." Daß in der Schrift mit dem Ausdrucke „Himmel und Erde" die ganze Welt angedeutet werde, ist eine allbekannte Sache. Es wird hiebei aber nicht gesagt, ob dieses Wunder der Schöpfung der Welt, d. i. aller Himmelskörper, vor tausend, oder einer Million von Jahren oder von Jahrhunderten Statt gefunden habe. Daß aber die ursprüngliche Schöpfung vor einem langen, vielleicht unermeßlichen Zeitraum geschehen sein müsse, erhellet klar, theils gleich aus dem zweiten Verse, theils aus den hochwichtigen geologischen Entdeckungen, welche besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts gemacht worden sind und täglich mehr gemacht werden und die mit den Andeutungen dieses zweiten Verses herrlich harmoniren; woraus deutlich erhellet, daß Moses nicht den Zustand unserer Erde beschreibt, wie derselbe ursprünglich gleich nach ihrer Schöpfung beschaffen gewesen, sondern einen Zustand, in welchen die früher, vielleicht Jahrhunderttausende oder noch länger zuvor nicht nur erschaffene, sondern auch wohl eingerichtete und belebte Erde durch eine erlittene Zerstörung versetzt worden war. Denn die Wörter, welche Dr. Luther „wüste und leer" übersetzt (thohu vabohu), deuten, laut des klaren Zeugnisses der arabischen Sprache, die Verwüstung und Ausleerung eines Raumes an, der früher schön geordnet und voll gefüllt gewesen war, so daß der zweite Vers eigentlich hätte übersetzt werden sollen: „und die Erde ward verwüstet und ausgeleert," und wir daher die Wörter „Thohu und Bohu" füglich als Bezeichnung der Trümmer einer früheren Welt annehmen dürfen, ja müssen.

Eben darauf führen uns auch die merkwürdigen geologischen Entdeckungen, welche besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts gemacht worden sind. Man hat in zahllosen Versteinerungen von Thieren und Pflanzen in den Erdschichten, welche von den Urgebirgen an aufwärts liegen, eine neue von der unsrigen sehr verschiedene Schöpfung entdeckt. Man hat Pflanzen entdeckt, und zwar in erstaunlicher Menge und in einem solch' vollkommenen Zustande bewahrt, welcher sie, sowohl in Bezug auf die Beschaffenheit unserer Erde in früheren Perioden, als auch in Hinsicht auf ihre damaligen climatischen Verhältnisse und geologischen Veränderungen, ungemein wichtig macht. Man hat viele Ge-

schlechter von Thieren aufgefunden, welche auf der Erde, deren neue Einrichtung Moses vom dritten Verse an beschreibt, nie gelebt haben, wohl auch nicht leben konnten; z. B. unter den Landthieren das achtzehn Fuß lange Dinotherium, das Megatherium mit seinen sieben Zoll langen Zähnen, unter den Eidechsen den Ichthyosaurus mit seinen sechs und oft mehr als sechs Fuß langen Kiefern, den Plesiosaurus, jenes Ungeheuer, welches theils einer Eidechse, theils einem Krokodil, theils einer Schlange, theils einem Chamäleon, theils einem Wallfische, theils einem vierfüßigen Landthiere ähnlich ist, und so viel andere mehr. Aber, wunderbar genug! und zum neuen herrlichen Beweise der Wahrheit der Heil. Schrift: nirgends hat man unter diesen Millionen von versteinerten Pflanzen und Thieren auch nur die geringste Spur von einem Menschen angetroffen, hingegen tausende von Beweisen einer väterlichen, weisen, göttlichen Fürsorge für das am Anfange unserer Periode vom Herrn zu erschaffen beabsichtigte Menschengeschlecht, worunter ich nur auf die vor unzählbaren Jahrtausenden geschehene Vorbereitung zu unseren Kohlenlagern, Kalk- und Kreidegebirgen, Metalladern u. s. w. hinweisen will.

„Ja, groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran," eine Lust, die wohl nicht dabei gemeint ist, wenn es heißt: „Die Welt mit ihrer Lust vergeht;" nein, sondern wie sie auf Erden edlen Menschen wonnevolle Stunden bereitet, so wird sie in jenem Leben, wo wir nicht bloß die physischen, sondern noch weit mehr die geistigen Werke Gottes, und vor allen Sein Werk in Christo Jesu genauer betrachten und immer mehr, obgleich nie völlig erfassen werden, eine reiche Quelle der Seligkeit der vollendeten Gerechten sein.

Tylersport, Pa. E. Peixoto.

Der Deutsche Protestantismus.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwicklung beleuchtet von einem deutschen Theologen. Frankfurt a. M. 1847. Zweiter Abdruck.

Wenn der Geist der Geschichte an einem kritischen Wendepunkte angekommen ist, so steht er eine Zeitlang sinnend still, wirft einen prüfenden Blick auf die Vergangenheit und überschlägt die Kosten des beginnenden Bau's der Zukunft. Ein solcher Moment der Selbstbesinnung war für Luther der Aufenthalt auf der Wartburg. Der Kampf gegen Rom hatte soeben auf dem Reichstage von Worms seinen Höhepunkt erreicht, der große Riß der abendländischen Christenheit war unwiderruflich vollzogen und die Bahn für eine neue

unabsehbare Entwicklung der Kirche gebrochen. Da fiel der Zunder des Kriegs in das protestantische Lager selber hinein. In Wittenberg selbst, dem Heerde der Reformation, erhob sich der Pseudoprotestantismus; der von den Fesseln Roms emancipirte Geist gebehrdete sich wie ein wildes, zügelloses Roß, wollte mit der unvernünftigen auch die vernünftige Autorität abschütteln, kein anderes Gesetz, als den subjectiven Geist und seine schwärmerischen Einfälle mehr anerkennen und drohte das Werk Luther's in sich selber aufzulösen. Da war es hohe Zeit, daß der Mann, welcher auch zu dieser Carricatur die äußere Veranlassung gegeben hatte, sich in einsames Nachdenken zurückzog, mit sich selbst und seinem Gott zu Rathe ging und Kräfte sammle, um nun auch auf seinem eigenen Acker das Unkraut vom Waizen zu sondern.

Gegenwärtig, kann man sagen, befindet sich der ganze Protestantismus, insbesondere der deutsche, in einer ähnlichen, nur um viel gefährlicheren kritischen Lage. Deutschland hat seit etwa fünfzig Jahren, besonders seit den Freiheitskriegen einen mächtigen Aufschwung in seiner nationalen Literatur und im evangelischen Glauben genommen. Die Macht des, im vorigen Jahrhundert groß gewachsenen Unglaubens wurde theils praktisch durch das wiedererwachte religiöse Leben, theils durch die großartige Wendung, welche Schelling und Hegel der Philosophie, Schleiermacher der Theologie gaben, auch wissenschaftlich gebrochen, und ein neues Zeitalter der Kirche schien im Anbruch zu sein.

Da stieg aber neben der reinen Flamme evangelischer Theologie und Frömmigkeit, als seine infernalische Carricatur, ein neues Antichristenthum auf, das im Namen der protestantischen Freiheit das ganze geschichtliche Fundament des Christenthums umzustürzen drohte und seinen Vater, den Nationalismus des „gesunden Menschenverstandes," in wissenschaftlicher Waffenrüstung und philosophischem Geiste weit übertraf. Diese Reaction wuchs zum Theil heran in derselben dialektischen Schule, welche doch den früheren Nationalismus überwunden und der gläubigen Theologie einen neuen Aufschwung gegeben hatte. Auch sie beruft sich, wie einst Carlstadt und die Zwickauer Propheten, auf die Reformation und gibt sich für deren letzte Consequenz aus, während sie die neuere Orthodoxie des Rückfalls in einen längst überwundenen Standpunkt beschuldigt. Es ist die Reformation und der Protestantismus, welche nach der unglaublichen Begriffsverwirrung der Gegenwart für die Mythologie des Dr. Strauß, für das wilde Toben Ruge's, für die Rasereien Bruno Bauer's, für den crassen Materialismus Feuerbach's, für die Irrlichteleien Uhlichs und Wislicenus' einstehen müssen und verantwortlich gemacht werden.

Es ist daher hochwichtig, einen Augenblick sinnend still zu stehen, sich in dem Labyrinth der religiösen und irreligiösen Gegenwart zu orientiren und die kritische Lage, in welche wir hineingerathen sind, zu erklären.

Das gerade ist die Hauptaufgabe, welche sich das in der Ueberschrift angezeigte, höchst geistvolle und gedankenreiche Buch gestellt hat. Man kann es eine grundehrliche und gewaltig ernste Selbstkritik nennen, welche hier der deutsche

Geist an seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart ausübt. Es hat in Deutschland allgemeines Aufsehen gemacht und bei Recensenten von sehr verschiedenen Farben lebhaften Anklang gefunden. Wir hatten schon lange vor, dasselbe beurtheilend anzuzeigen, wurden aber bisher durch andere dringende Arbeiten davon abgehalten. Der Verfasser ist Hundeshagen, früher Professor der Theologie in Bern, jetzt in Heidelberg. Mit überwiegend reformirter Anschauungsweise huldigt er doch dem Princip der Union, wie das ja die meisten deutschen Theologen jetzt thun. Er hat ein warmes Herz für das Volk und sympathisirt mit seinen Leiden. In politischer Hinsicht steht er auf dem Standpunkt eines gesunden, vernünftigen Liberalismus, und in manchen Stellen gemahnt er uns an eine durch Erfahrung geläuterte und verklärte Burschenschaft der edelsten Art. Das Eigenthümliche seines Werkes ist, daß er die religiösen und kirchlichen Zustände im innigsten Zusammenhang mit der Nationalentwicklung auffaßt, wie schon der Titel besagt. Hier zeigt er eine umfassende historische Gelehrsamkeit und eine überaus feine Beobachtungsgabe. Der Styl ist im Ganzen schwerfällig und mangelt nicht selten der Klarheit. Der Geist ringt mit der Form, trifft aber in diesem Streben bisweilen auf höchst schlagende, wenn gleich etwas auffallende Ausdrücke, z. B. Moses-Kant, womit er den gesetzlichen Charakter des Königsberger Weisen bezeichnet, vermöge dessen derselbe in einer eudämonistischen Zeit für viele ein Zuchtmeister auf Christum geworden ist. Das Werk hat, so zu sagen, ein starkes amerikanisches Element, indem es ernstlich darauf dringt, daß der deutsche Geist sammt seiner Gelehrsamkeit mehr praktisch werde, seinen vornehmen aristokratischen Charakter ablege und aus seinen idealen Höhen in die Schichten des öffentlichen Nationallebens herabsteige. Es hat das bezeichnende Wort zum Motto gewählt: „Es ist nicht gut, wenn ein Volk, das alle Bedingungen einer umfassenden Entwicklung in sich trägt, auf eine ausschließlich literarische Existenz zurückgedrängt wird" (vgl. S. 147). Im Ganzen gewährt die Lecture desselben ein trauriges Vergnügen, indem es die Confusion und die Gebrechen des gegenwärtigen kirchlichen und nationalen Lebens mit so starken Farben in einem großartigen Gesammtbilde uns vor Augen führt. Es ist zwar vor dem Ausbruch der neusten Revolution geschrieben, aber wenn man es jetzt lies't, so sieht man bereits die Wolken sich zusammenziehen und hört den Donner in nicht gar weiter Ferne brüllen. Doch ist der Verfasser voll Hoffnung für die Zukunft und hat ein frisches, energisches Vertrauen in die Macht des deutschen Geistes, der zuletzt alle seine Hemmungen überwinden werde und sich zu neuen welthistorischen Thaten rüste, wie dereinst im Zeitalter der Reformation.

Bei dem außerordentlichen Reichthum der in diesem Werke auf eine höchst anregende Weise besprochenen Gegenstände, können wir uns unmöglich bei dem Einzelnen lange aufhalten, und müssen uns mit einer kurzen Uebersicht begnügen. Es wird aber schon noch Gelegenheit geben, auf das Eine oder das Andere zurückzukommen.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste handelt von der „Theorie des

Protestantismus" d. h. vom ursprünglichen Wesen der Reformation, der zweite erklärt die Entstehung „des modernen Antichristianismus in Deutschland mit Rücksicht auf die religiöse Gesammtentwicklung des deutschen Protestantismus und ihren Zusammenhang mit der politischen seit der Reformation." Der dritte bespricht „die kirchlichen Fragen der Gegenwart."

Im ersten Abschnitt bekämpft der Verfasser mit Recht die falsche Auffassung, welche die Reformation einseitig aus einer wissenschaftlichen Quelle, aus dem Humanismus ableitet. Er sieht in ihr vielmehr einen Saamen von jener hingebenden ewigen Liebe, die einst in Knechtsgestalt in den Städten und auf den Märkten von Palästina herumzog, das Elend des Volkes im erbarmenden Herzen, allerlei Seuche heilend, den verlornen Schaafen nachgehend und den Armen das Evangelium verkündend. „So wenig als gemeiner Ordensneid, ebenso wenig trieb gelehrte Eitelkeit, ja irgendwelches auch noch so edle Interesse des bloß theoretischen Geistes Luthern auf die Bahn des Reformators. Luther wurde Reformator, weil er im Beichtstuhl den geistlichen Nothstand des Volkes kennen gelernt hatte, weil ihn das arme Volk gejammert hatte. Es war ein herzliches Erbarmen mit den Einfältigen und Schlichten, die auch er der Willkühr von Priestern, Pharisäern und Schriftgelehrten preisgegeben und um die höchsten Lebensgüter betrogen, es war ein tiefer, männlicher Schmerz über den verkehrten Heilsweg, den er die arme irregeleitete Menge einschlagen sah, wodurch Luther zu seinen ersten, halbschüchternen Versuchen ermuthigt, wodurch er im ferneren Verlauf zu standhaftem Ausharren gekräftigt, wodurch er endlich zum gewaltigen Herold evangelischer Freiheit begeistert und ausgerüstet wurde" (S. 15). Die Reformation war also keine bloß wissenschaftliche, sondern vielmehr eine ächt nationale That im höchsten Sinne des Wortes. Sie entsprang nicht aus einer Auflehnung des intellectuellen Geistes gegen den intellectuellen Zwang, sondern des sittlichen Geistes, des Gewissens, wider den Gewissenszwang, wie davon die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, als der ethische und positive Factor der Reformation, Zeugniß gibt. Dessenungeachtet war sie auch eine Reformation der Theologie. Die Intelligenz war also ein wesentliches Element darin. Hundeshagen beschreibt hienach das Eigenthümliche des protestantischen Princips als eine „lebendige Synthese des freisten und schärfsten intellectuellen, mit dem reinsten, ernstesten und tiefsten ethischen Geiste" (S. 44).

Hier möchten wir nun aber gleich eine Einwendung uns erlauben. Es ist nämlich das objective Wort Gottes außer Acht gelassen, auf welches die Reformatoren nicht nur im Gegensatz gegen die römische Kirche, sondern auch gegen die schwärmerischen Secten, die ebenfalls von einem subjectiv ethischen Motiv bewegt waren, immer und immer wieder zurückgingen. Wir möchten also lieber sagen, das Wesen der Reformation besteht in der innigsten Vermählung des objectiven Wortes Gottes mit der subjectiven Intelligenz und dem subjectiven Willen. Damit ist dann nicht nur sein Unterschied vom Humanismus, welchem der ethische Factor mangelte,

sondern auch von aller „Schwarm- und Rottengeisterei," wie es Luther nannte, ausgesprochen, welche nur von dem rein subjectiven Geiste wissen wollte und das geschriebene Gesetz und Zeugniß als tödtenden Buchstaben und als ein neues Papstthum verachtete.

Um nun gleich zum zweiten Theil überzugehen, so sieht unser Verfasser das Geheimniß der falschen Richtungen, welche im Laufe der Zeit aus dem Protestantismus hervorgegangen sind, in der Auflösung jener ursprünglichen Synthesis, in der Lostrennung des intellectuellen vom sittlichen Factor der Reformation und in einem einseitigen Vorwiegen des ersteren. Der Rationalismus ist dem Protestantismus in gewissem Sinne immanent, sofern dieser sich den intellectuellen Geist, das Princip der freien Forschung, zugesellt hat. „Der Protestantismus trägt, — so heißt es S. 49, — nur in ganz anderem Sinne, als es seine Gegner wollen — eine Tendenz zum Rationalismus in sich und bringt sie zur Reife, sobald er von der vollen Idee seiner selbst abfällt, d. h. sobald jenes Princip der Negation, der kritischen Unruhe, welches so wesentlich zu seinem Lebensgeist gehört, seiner Synthesis mit der ethischen Grundstimmung entzogen wird. Es ist daher immer vorwiegend die Schuld des Protestantismus selbst, die Folge einer von ihm verursachten Herabstimmung kräftiger sittlicher Lebensspannung, wenn er dem Rationalismus zur Beute wird. Er hat niemand so sehr deßhalb anzuklagen, als sich selbst. Daß wir aber in einer Periode solcher Sebstanklage leben, wer möchte es leugnen?" Wir gewiß nicht. Es ist immer besser, den Feind in seinem eigenen Herzen zu suchen, als die Schuld auf andere zu schieben. Wir bedürfen als Protestanten gar sehr der Buße, des Schlagens auf die Brust. Es geziemt uns zu fragen: „Bin ich's, Herr, bin ich's?" Jene selbstgefälligen Protestanten, welche es zu ihrer Lebensaufgabe machen, statt vor der eigenen Thüre zu kehren, den Katholicismus zu bekämpfen und sich dabei geriren, als wäre bei uns alles in der besten Ordnung, mögen bedenken, daß solch' hoffährtige Gesinnung nicht Zion, sondern Babel eigen ist, und sich das Wort des wahrhaft frommen Thomas a Kempis in's Herz schreiben: „Halte dich nicht für besser, als andere, damit du nicht von Gott für schlechter gehalten werdest, welcher weiß, was im Menschen ist. Sei nicht stolz auf gute Werke, weil die Urtheile Gottes anders sind, als die der Menschen. Wenn du etwas Gutes hast, so glaube von Andern Besseres, damit du die Demuth bewährest. Es schadet nicht, wenn du dich allen unterordnest, es schadet aber sehr viel, wenn du dich auch nur Einem vorordnest." Dieß gilt nicht nur von Individuen, sondern auch von ganzen Kirchen, ja mehr oder weniger von allen Kirchen, die ja nicht aus reinen Engeln, vielmehr aus Menschen bestehen, deren Werke auch noch nach der Wiedergeburt befleckt sind.

Aber freilich hätten wir gewünscht, daß der Grund dieser Uebelstände noch etwas tiefer aufgedeckt worden wäre. Er liegt nicht bloß in der Loslösung des intellectuellen Factors vom ethischen, sondern vor allem in der Losreißung von der objectiven Norm des Wortes Gottes und dem Leben der Kirche, in dem Reifwerden der dem Protestantismus angebornen Tendenz, alle äußere Autorität

geringzuschätzen, und das Subject, die individuelle Meinung zu sehr zu erheben; kurz, im unkirchlichen Subjectivismus, der, sobald die religiöse Begeisterung erkaltet, zum Rationalismus erstarrt.

Bekanntlich hat nun diese antichristliche Richtung in Deutschland seit der französischen Juli-Revolution und besonders seit dem Erscheinen des berüchtigten „Lebens Jesu" von Strauß ihren Culminationspunkt erreicht. In ihr zeigt sich der pure Verstand ohne Herz und Gemüth, losgerissen von aller sittlichen Lebenssubstanz und in der entschiedensten Feindschaft gegen die christliche Religion. Unser Verfasser erklärt sich die Entstehung dieser merkwürdigen Erscheinung als eine Reaction gegen die gewaltsame Hemmung der politisch nationalen Lebensentwicklung seit den Freiheitskriegen. Er datirt den deutschen Absolutismus von Friedrich dem Großen. Dieser intelligente Absolutismus schuf sich zu seinem Träger des Beamtenthum, und dieses erzeugte den gebildeten Mittelstand mit seiner abstracten Intelligenz. So erhob sich nach und nach über den Trümmern der einstigen Freiheiten der deutschen Stände der Staat als die ausschließliche Summe aller Berechtigungen, verkörpert im numen des Landesfürsten und von ihm in unzähligen Zweigen auslaufend in die Büreaukratie, welche, als die Repräsentation der Krone, mit vornehmer Geringschätzung auf das Volk, auf die eigentlichen Unterthanen herabblickte, die Kluft zwischen Regierenden und Regierten immer größer machte und die Kirche als eine bloße Polizeianstalt behandelte, oder vielmehr mißhandelte.

In der Begeisterung der Freiheitskriege erwachte zwar nach harter Knechtung ein neues religiöses und zugleich ein neues deutsch-nationales Leben. Die Intelligenz des Protestantismus vermählte sich wieder eine Zeitlang mit seiner ursprünglichen sittlichen Energie. Der König von Preußen wandte sich in jenem bekannten Aufruf von 1813 an sein Volk, und nicht mehr bloß an seine Minister, Civil- und Militärbeamten und Consistorien. Das deutsche Volk erhob sich gegen Napoleon und errang sich nach schwerem und schmachvollem Drucke jene ewig denkwürdigen Siegeslorbeeren, welche einen neuen Beweis für die unverwüstliche moralische Kraft dieser Nation ablegten. Für diese Heldenthaten verlangte es von seinen Herrschern einen gebührenden Lohn in der Wiederherstellung seiner alten Freiheiten.

Allein dieser Lohn, den die Fürsten selbst ausdrücklich versprochen hatten, wurde verweigert. Seit dem Wiener Congreß beginnt die Reaction des monarchischen Absolutismus gegen die Rechte des Volkes; und die nationalen Tendenzen wurden gewaltsam unterdrückt. Allerdings lag z. B. den Burschenschaften viel Phantastisches und Ungesundes zu Grunde. Aber durch ein despotisches Verfahren gegen dieselben wurde die Krankheit keineswegs geheilt, sondern von der Oberfläche der Haut in die edelsten innern Theile des Leibes zurückgedrängt. Die tüchtigsten Kräfte der Nation fanden auf dem öffentlichen Schauplatz freien Wirkens keinen Spielraum und zogen sich in den Beamten- und Gelehrtenstand. Aber eben dadurch wurden sie den Interessen des Volkes

mehr und mehr entfremdet. Die deutsche Wissenschaft besonders, welche in den letzten Decennien unleugbar in allen Gebieten Enormes geleistet hat, verdient gewiß zugleich in hohem Maaße den Vorwurf, welchen ihr Hundeshagen (S. 148 f.) macht, daß sie eine vornehme, aristokratische Haltung annahm, sich vom unmittelbaren Leben zurückzog und die grellen Widersprüche zwischen ihren Idealen und der Praxis nicht unerschrocken genug aufdeckte.* Und was die in den letzten Jahren so stark angewachsene liberale Partei betrifft, so müssen auch wir es als eine große Calamität betrachten, daß „der deutsche Liberalismus das tiefere religiöse Leben nie ergründet, darum auch nicht seiner Bedeutung gemäß beachtet und gepflegt, oft nicht einmal geschont, ja mit demselben sich nicht selten in schneidenden Widerspruch gesetzt hat" (S. 143).

Das größte Unglück aber traf die Theologie und Kirche. Der Polizeistaat war mit der Kirche innig verwoben und machte sie für seine Zwecke dienstbar. Die freie Forschung konnte er jedoch auf wissenschaftlichem Boden unmöglich hemmen. Da geschah es nun, daß der verhaltene und auf dem national politischen Boden gewaltsam gedämpfte Groll gegen das Positive und Bestehende sich am Christenthum und an der Kirche ausließ und jene Erzeugnisse einer antichristlichen Wissenschaft hervorrief, welche uns in den Schriften eines Strauß, Bruno

---

* Besonders beherzigenswerth ist auch folgende Stelle (S. 160):

„Welcher Widerspruch fand nun zwischen diesen Grundsätzen, welche die Voraussetzung für alles Wirken der Kirche bilden, und dem herrschenden Geiste der höhern Klassen einer Nation statt, welche sich auf ihre Bildung so viel wußte, die sich hie und da in einen wahrhaft leidenschaftlichen Bildungseifer und Bildungsstolz verrannt hatte! Und vollends in den Kreisen unserer eigentlichen Fachgelehrsamkeit, bei jenen verdienstvollen, ernsthaften, Tag und Nacht fleißigen, die enormen Massen des Wissens stets wälzenden, mehrenden, gestaltenden, scharfsinnig durchdringenden Männern, die im Reich der Idee in den vastesten Räumen, im Reich der Wirklichkeit oft nur in dem engen Winkel ihres Studirzimmers zu Hause waren, zu deren sublimer Höhe kein Drang, kein Weheruf des unmittelbaren Lebens hinanreichte, in deren klösterlicher Abgeschlossenheit man nur von Thaten des Wissens träumte, die kein anderes Feld des Kampfes kannten, als die Bücherwelt und Literaturzeitung, deren in sich zusammengeschrumpfte Ichheit freilich jeder Forderung aus eigenen Kräften gewachsen war, die in ihrem Dunstkreis aufstieg, bei denen aber so oft, weil sie nie aus diesem heraustraten, jede straffere Spannung der rein menschlichen und männlichen Fibern längst aufgehört oder nachgelassen hatte, — wie sollte in diesen auf den Pelagianismus — so zu sagen — angelegten Kreisen ein Bedürfniß der Erlösung, der Versöhnung, der Gemeinschaft im Reiche Gottes lebendig erwachen und gegen die Oberflächlichkeit der religiösen Gemeinbildung reagiren können? Gewiß konnte dieß nur im einzelnen glücklichen Falle geschehen. Es bedurfte dazu vor allem der lebendigen, erfahrungsmäßigen Ueberzeugung, daß es im Leben Aufgaben gebe, welche härter an den Mann gehen, als die bloß literärischen. So unrecht hatte daher der bekannte englische Gelehrte Thomas Arnold nicht, wenn er sagte: „der deutsche Gelehrtenstand stellt uns Beispiele eines einseitigen Fleißes vor Augen, der das rechte Maaß überschreitet, ohne ächte Universalität, ohne hinlängliche Durchbildung zu einer wahrhaft männlichen, bürgerlichen und christlichen Gesinnnng;" — eine wahrlich nicht bedeutungslose Zusammenstellung!" —

Bauer, Feuerbach und der ganzen hegelingischen Rotte vorliegen. Ein treuer Spiegel dieser traurigen Zustände bietet uns die deutsche Auswanderung nach der Schweiz, Frankreich und Nordamerika, welche S. 203 ff. in einem besondern Abschnitt besprochen wird. Dieses für ein deutsches Gemüth so äußerst beschämende und demüthigende Gemälde hätte der Verfasser noch bedeutend bereichern können, wenn ihm der Character der deutschen Einwanderer in unseren großen Städten und in manchen Niederlassungen des Westens aus eigener Anschauung bekannt gewesen wäre.

Da die Zustände der Emigranten für uns deutsche Amerikaner ein besonderes Interesse haben, so wollen wir das Urtheil eines hochgebildeten und grunddeutschen Theologen aus der alten Heimath etwas ausführlicher darüber vernehmen. Wahrscheinlich werden die deutschen Zeitungsschreiber diese Stimme aus weiter Ferne mit jenem schmutzigen Strom der gemeinsten Schmähungen verschonen, womit sie vor nun bald vier Jahren für das ehrliche Aussprechen ähnlicher Ansichten den Schreiber dieser Zeilen, oder vielmehr eigentlich nur sich selbst überschüttet haben:

„Die Auswanderungslust ist, wie unter dem germanischen Stamme überhaupt, so unter den Deutschen nicht neu, sondern alt genug. Aber wenn sie in frühern Zeiten vorwiegend aus localen Bedürfnissen und Nothwendigkeiten entsprang, so hat sie sich neuerdings fast ausnahmslos über alle Landstriche verbreitet, wo man deutsch redet, und ist ein exaltirter fieberhafter Zustand geworden, eine wahrhafte Manie, vermöge welcher unser Vaterland seine einstigen Ofenhocker, Pfahlbürger und Schollenmenschen nach allen Seiten hin absetzt, nach den halbbarbarischen Donauländern, wie nach der hocheivilisirten Hauptstadt Frankreichs, nach den Steppen Rußlands und nach Kaukasien, wie nach Algier, nach den endlosen Gebieten Amerika's, wie nach der äußersten Spitze von Australien. Es ist nicht unsere Aufgabe, die höchst verschiedenartigen Ursachen dieser Erscheinung zu untersuchen: viele sind ohnehin bekannt genug. Wir bleiben bei der Thatsache stehen, daß diese prodigious emigration, wie sie der Amerikaner Everett schon vor fünf und zwanzig Jahren nannte, jetzt den größten weltgeschichtlichen Massenbewegungen: der Völkerwanderung und den Kreuzzügen sich zur Seite stellt. In Nordamerika, wohin der Hauptzug geht, landeten während der letzten zehn Jahre jährlich im Durchschnitt 30,000 Deutsche; im Jahr 1844 stieg sie nach genauen in den Hafenstädten vorgenommenen Zählungen sogar auf 83,661 Köpfe. In den westlichen Staaten der Union gibt es ganze Städte von 1000 — 5000 Einwohnern, wo nur Deutsche wohnen. Die Zahl der Deutschen und der Abkömmlinge von Deutschen, welche deutsch reden und deutsch verstehen, berechnet man auf drei Millionen, also auf ein Sechstheil der ganzen Bevölkerung der Union. Im Verhältniß nicht minder beträchtlich ist die Anhäufung unserer Landsleute an einzelnen Punkten des europäischen Festlandes. So wird die Zahl der in Paris ansässigen Deutschen auf 40,000, von Andern sogar auf 60,000 angegeben. Eine Classification dieser Auswanderer nach ihren Berufsarten weis't unter denen, die sich in den europäischen Ländern zerstreuen, besonders viele Literaten, Künstler, Sprach- und Musiklehrer, Aerzte, Uebersetzer und andere Personen nach, welche ihr Beruf mehr oder minder mit der, in den gebildeten Classen Deutschlands gangbaren Ideenbewegung von selbst verknüpft. Die weit überwiegende Mehrzahl, besonders der transatlantischen Auswanderer dagegen sind Landleute und Handwerker.

„Die literarische Auswanderung Deutschlands hat seit den letzten fünfzig Jahren berühmte oder wenigstens bekannte Namen unter sich gezählt, auch wenn wir alle diejenigen abziehen, welche ein gelehrtes Fachinteresse in die Fremde führte, wie z. B. die vielen deutschen Professoren und Akademiker in Rußland, oder die dahin durch die Stürme des Schicksals verschlagen wurden, wie Klinger nach Petersburg, K. Follen, M. Lieber und die Gebrüder Wesselhöft nach Amerika, Venedey nach England. Am bedeutendsten aber war Deutschland durch seine freiwillige Auswanderung in Frankreich repräsentirt durch Celebritäten wie Schlabrendorf und Forster, Depping und Reinhard, Heine und Börne. Wie aber die genannten Männer nicht nur an Geist und Charakter unter sich unendlich verschieden waren, und neben ihnen eine ganze Reihe weniger bekannte Namen und unbedeutender Personen stand, so ist noch weit mehr von dieser frühern die jüngste Classe der deutschen Auswanderung verschieden, deren Vertreter wir sogleich nennen werden. Die frühere Auswanderung gedachte in der Fremde wesentlich individuelle Besitzthümer des Geistes sicher zu stellen, oder sich fremder theilhaftig zu machen; die neuste dagegen ging darauf aus, zu propagandiren, die Fremden selbst nach mitgebrachten Ideen umzugestalten. Die erstere, obwohl nach deutscher Art stark genug im Sinn des Kosmopolitismus angeregt, konnte dennoch in der Mehrzahl ihr Vaterland lieb behalten und ihm Ehre machen, und selbst durch Börne's Zornausbrüche klingen solche unwillkührliche Zeugnisse einer vaterlandsliebenden Seele durch, die nicht zu mißkennen sind. Die zweite dagegen ist solcher Liebe baar und ergießt sich im vermeinten Dienst der Vernunft, Humanität und Weltbürgerlichkeit in groben Schmähungen, in schnödem Hohn gegen Deutschland, dessen, aber auch ihre eigene, Blöße vor der Fremde aufdeckend und schaamlos vergrößernd. So treibt sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Sorte von obscuren deutschen Literaten umher und bedient im Namen der Freiheit theils die neue Heimath mit Zeitungen und andern schriftstellerischen Producten, vor deren frecher Schaamlosigkeit, frevelndem Hohn gegen alles Höhere und blödem Unsinn jeder einigermaßen Rechtliche und Einsichtige sich entsetzen muß, theils debütiren sie, wie ein gewisser Ginal und Ibach, als Vernunftprediger und stellen in sonntäglichen Vorträgen branntweinberauscht den rohesten Unglauben und Atheismus offen zur Schau.* Aehnliche literarische Subjecte, an ihrer Spitze ein gewisser Bernays, gründeten im Jahr 1844 in Paris das Journal „Vorwärts" zur Empfehlung von Hohn gegen das Vaterland, Atheismus, Communismus und gemeiner, schweinischer Liederlichkeit,** und schändeten den deutschen Namen damit vor dem Ausland. Ja wenn wir Liederlichkeit und Communismus abziehen, so ist selbst von einer ursprünglich so tüchtigen, und selbst in den Verirrungen ihres Pathos noch mannigfach respectabeln Natur, wie A. Ruge, kaum etwas Besseres zu sagen, als daß sie zu dieser Classe von „Vernunftpredigern" herabgesunken ist. Seinen religiösen Nihilismus kennen wir bereits. Hier haben wir seine „zwei Jahre in Paris" vor uns. Nach der Erfolglosigkeit seiner Beschwerde bei der Sächsischen Abgeordnetenkammer über die — wenigstens nicht von einer sehr umsichtigen Literaturpolizei verfügte — Unterdrückung der deutschen Jahrbücher, verläßt Ruge voll bittern Grolles Deutschland, wo „mit dem Scheitern der Bauernkriege der Protestantismus seinen thatkräftigen Herzschlag verloren," wo „seitdem alle Menschen zu Mönchen in der Gemeinde der Heiligen, zu Spießbürgern im Leben und zu Theologen in der Wissenschaft geworden sind." Für ihn ist „das protestantische Deutschland mit allen seinen

---

* Allgemeine Zeitung (1843) No. 345, und die weiter unten anzuführende Schrift von Wichern.

** Allgemeine Zeitung (1844) No. 337.

Institutionen ein Machwerk der Theologen." Er hat gefunden, daß der Patriotismus eine Schranke ist, von der man sich losmachen muß, um zum wahren Humanismus zu gelangen. Er macht sich nicht bloß über die „Naturknollen, das teutonische Geschlecht von Anno frisch, frei, fröhlich, fromm," er macht sich auch über die Sympathieen für Schleswig-Holstein, ja über unsere Sprache, die keinen Ausdruck für den Begriff esprit hat, lustig. Er bejammert Fichte's nationale Beschränktheit in seinen Reden an die deutsche Nation, wie Gervinus Fleiß, mit dem er „die gräulichen Jahrhunderte der deutschen Poesie abgesessen habe." Das Land seiner Sehnsucht ist Frankreich, das Volk seiner Ideale sind die Franzosen. Dorthin flüchtet er sich vor dem theologischen Spuk der Heimath, um dort den Archimedeischen Punkt zur universellen Weltreform zu gewinnen. Zwar findet er auch in Frankreich selbst die „vorgerücktesten Männer noch befangen von nationalem und religiösem Nebelwesen." Der „ganze französische Geist liegt noch in den Fesseln des Patriotismus und Katholicismus." Allein was thut das? Sind doch die Franzosen das liebenswürdigste Volk der Welt, sind doch sie allein fähig, sich und von sich aus das Universum zu befreien, sobald Einer kommt, der ihnen das rechte Licht anzündet. Dieser Eine ist Arnold Ruge; er lehrt sie die „*logische* Arbeit der Befreiung," die zwar die Deutschen erfunden haben, deren praktischer Realisirung sie aber nicht gewachsen sind. Den Franzosen, die er für die neue, von ihm gepredigte Philosophie zu begeistern Willens ist, wird es durch die Logik gelingen, ihr gerügtes „Nebelwesen" zu zerstreuen und „den neuen Staat ohne Kirche, ohne Militär, ohne Pöbel u. s. w." zu erschaffen. — Fürwahr ihr böser Dämon hätte der deutschen Philosophie keinen unglücklichern Gedanken eingeben können, denn diesen A. Ruge als ihren Vertreter nach Frankreich zu senden, mit seinem naiven Aberglauben an die logische Befreiung, mit seinem toll gewordenen Begriffsmühlenrappelwerk, mit seiner in der Verwerfung des eigenen Vaterlandes eingeschlossenen schmachvollen Selbstwegwerfung. Wir brauchen nicht bei der Geschichte des menschlichen Culturganges anzufragen, ob sich eine Philosophie, die auf einer so individuellen Nationalbildung, auf so maaßgebenden philosophischen Antecedentien ruht, wie die Hegel'schen in der Ruge'schen Bearbeitung, sich einem andern Volke nur so *bringen*, gewissermaaßen als die Polizeiphilosophie des neuen Vernunftstaates *octroyiren* läßt, wie Ruge es vorgehabt zu haben scheint. Diese und andere der ernsten Wissenschaft „abgesessene" Fragen kommen hier gar nicht in Rede. Genug, daß ein ehrliebendes Volk sich nothwendig von einem propagateur kalt und vornehm zurückziehen muß, der ihm selbst so den Hof machen, seine eigene Nation so herabsetzen konnte, wie es A. Ruge that. Schon darum ist das Scheitern der „französisch-deutschen Jahrbücher" zu erklären, die in Frankreich gänzlich unbeachtet blieben, zu denen kein Franzose einen Beitrag liefern mochte, als die von Ruge selbst verschmähten Communisten, und in denen daher ohngeachtet Ruge's Widerwillen doch der Pariser deutsch-literarische Pöbel mehr als billig Terrain gewann. So kehrte er schon nach zwei kurzen Jahren verstimmt über den Rhein zurück Arnold Ruge, man könnte hinzufügen: „Bürger und Pfänner in Halle." Denn so wenig er es selbst glauben mag, so gewiß ist er mit einem langen, naiven deutschen Zopf nach Paris gezogen, um ähnlich wie jene Franciskanermönche im vierzehnten Jahrhundert auszogen um stracks den Großmogul zum Katholicismus, die Franzosen zur Logik zu bekehren. Mag es auch ein logisch-weltbürgerlicher, vernunftstaatlich phosphoreszirender Sturm- und Drang-Zopf sein, den er mitgenommen und wieder zurückgebracht hat: immerhin ist es ein Zopf und zwar ein ächter Zopf aus dem eigensten Haarboden des deutschen Literatur- und Polizeistaats hervorgewachsen, ein leiblicher, nur beträchtlich verlängerter Enkel des berühmten Exemplars vom weiland Zopfprediger Schulze in Gielsdorf religionsedictlichen Angedenkens. Aber eben weil er

ohngeachtet seines Sträubens und Widerbellens doch so ganz und gar ein deutscher Gemüths-Illusionär ist, neben manchen schönen Gaben ein so grundehrlicher Mensch, dem es mit allem, was er treibt, so redlicher Ernst ist, der, ohngeachtet seines Hasses gegen die Religion doch dem gewöhnlichen Liberalismus vor Allem den Vorwurf macht, nicht „die Freiheit zur Religion"* gemacht zu haben und somit aller eiteln, egoistischen, affectirten Gefühlsspielerei und Wortmacherei Feind ist, — eben darum darf es Deutschland wahrhaft um diesen Arnold Ruge, wie um einen verirrten treuen Eckart, um ein durch die Wucht der öffentlichen Verhältnisse hart und schmerzhaft gepreltes und darum laut aufschreiendes warmes deutsches Herz leid sein. Wir wenigstens gäben ein Dutzend moderner politischer Poeten für Einen Arnold Ruge, und ihren Tübinger Kritiker dazu."

Es wäre nicht sonderlich schwer, zu der Ruge'schen Tragödie aus unserem deutsch-amerikanischen Leben noch viel tragischere Seitenstücke zu liefern. Die Schicksale des „Vernunftpredigers" Förſch, seine erheuchelte Bekehrung, sein Zurücksinken in den Schlamm der Liederlichkeit, die pseudorepublikanischen Heldenthaten des Fürstenfressers Heinzen in der „Neu-Yorker Schnellpost", die communistischen Vorträge des deutsch-katholischen Expriesters Dowiat und des Schneiders Weitling würden Stoff genug zu den traurigsten Gemälden der Verirrungen des deutschen Geistes liefern, der je höher er steigen kann, in einen um so tieferen Abgrund fällt, sobald er die sittlich-religiöse Grundlage seines guten Genius, des Christenthums, verläßt. Es gereicht Amerika zur Ehre, daß diese Menschen, welche nur Schande auf den deutschen Namen gebracht haben, sich hier bitter enttäuscht fanden und im Unwillen über die „undankbare" neue Welt nach dem Ausbruch der Revolution in Europa dorthin entweder schon zurückgekehrt sind, oder zurückkehren wollen, sobald ihnen das liebe Geld zur Disposition steht. Natürlich werden sie aber in Deutschland neuen Enttäuschungen entgegen gehen. Denn dort hat man zu viel Verstand, um dem Communismus und Radicalismus die Zügel des Terrorismus** in die Hände zu geben. Leider aber muß man gestehen, daß diese betrübenden Erscheinungen nur die extremen Ausläufer jener krankhaften Zustände sind,

* Im Programm der deutschen Jahrbücher von 1843.

** Um nur Einen Beleg für die Gesinnung solcher Republikaner anzuführen, so schreibt Heinzen von Straßburg aus an die „Neu-Yorker Schnellpost" vom 10ten Juni: „Unsere Hoffnung ist jetzt der Krieg, Blut und abermals Blut! Aus Teutschland wird nichts, wenn es nicht in einem Meer von Blut gebadet wird. Humanität ist jetzt Wahnsinn geworden!!!" Eine wahre Erleichterung für das deutsche Gemüth ist der Gedanke, daß diese Subjecte dem deutschen Charakter ganz entfremdet sind, ja denselben eigentlich glühend hassen. So läßt sich Heinzen am angeführten Orte, im Aerger darüber, daß die Deutschen in Neu-York die vier tausend Dollars, welche für die Hinterbliebenen der in der Berliner Revolution gefallenen Bürger gesammelt wurden, nicht seiner eigenen Tasche haben zufließen lassen, also vernehmen: „Teutsche sind überall Teutsche, dort wie hier, und es gehört wahrlich eine übermenschliche Zähigkeit dazu, nicht vom Unmuth und Eckel übermannt zu werden, wenn man dieß ganze Treiben in's Auge faßt. Besäße man nicht Vertrauen auf die menschliche Vernunft, das Vertrauen auf die teutsche Vernunft wäre längst dahin."

welche sich im Herzen eines großen Theils von Deutschland durch die Herrschaft des Unglaubens, durch die antichristliche Literatur der letzten Decennien angesetzt haben. Die Schuld der entsetzlichen Gottentfremdung so vieler unserer deutschen Einwanderer, besonders in den Seestädten, fällt auf Deutschland zurück, und Herr Eduard Hengstenberg hätte weit besser gethan, darin, als in einem treuen Spiegel, seinem Vaterlande seine eigenen Sünden zur Selbstdemüthigung vorzuhalten, statt in so vornehmem und liebloſem Geiste die amerikanisch-deutschen Kirchen anzugreifen, welche mit diesen faulen Früchten des transatlantischen Unglaubens nichts zu thun haben, von ihm vielmehr verachtet und angefeindet werden. Ganz anders Hundeshagen: nachdem er in dem berührten Abschnitt noch viele Belege für den Mangel an Nationalsinn, für die politische Unmündigkeit, die innere Zerrissenheit, den religiösen Indifferentismus und die antichristliche Gesinnung eines beträchtlichen Theils der modernen deutschen Einwanderer in vielen Theilen der Vereinigten Staaten angeführt hat, schließt er mit der ernsten Frage (S. 232): „Alle diese sind von uns ausgegangen, sind sie etwa nicht von uns?“ Das ist im Geiste des Evangeliums und verräth ein ächt deutsches Gemüth, das da beim Anblick solcher Scenen blutet und, statt mit dem selbstgerechten Pharisäer Gott zu danken, daß wir nicht sind, wie diese Stammgenossen, vielmehr reumüthig auf die eigene Brust schlägt. Von einem solchen Manne nimmt man denn auch den Tadel gerne an und läßt sich dankbar belehren und demüthigen.

Im dritten Abschnitt bespricht der „deutsche Theologe“ alle bedeutenden religiösen Richtungen und kirchlichen Fragen der letzten Jahre und der unmittelbaren Gegenwart, den Pietismus, die kirchliche Wissenschaft, die theologisch-kirchliche Reaction, die Symbolfrage, die Idee des christlichen Staates, die Lichtfreunde, den Deutschkatholicismus, die Kirchenverfassungsfrage, den Protestantismus als politisches Princip, und schließt mit den Worten: „Wie lange Er die gegenwärtige Zeit schwerer Heimsuchung unserer und unserer Väter Verschuldungen durch große Uebel noch währen lassen, oder wie bald Er beschlossen haben mag, dieselben von uns zu nehmen, so sei unser Vaterland seinem höchsten, unsere protestantische Kirche ihrem alleinigen Herrn und Haupte hiemit von uns in Glauben und Hoffnung befohlen.“ Dazu sagen wir Ja und Amen. Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn, und die auf den Herrn trauen, werden nicht zu Schanden. Er hat sein deutsches Volk noch nie verlassen und wird auch ferner mit seiner vergebenden und rettenden Gnade über ihm walten.

Bevor wir von diesem interessanten Werke scheiden, können wir nicht unterlassen, auf die neusten Vorgänge in Deutschland hinzuweisen. Der Polizeistaat ist nun dem Liberalismus erlegen, die Idee eines einigen, freien Deutschlands hat sich mit Blitzesschnelle der Gemüther bemächtigt, und, wunderbar zu sagen, die romantische Gestalt des deutschen Kaisers ist aus der Nacht des Mittelalters geisterhaft emporgestiegen, als sei der alte Barbarossa aus seinem vielhundertjährigen Zauberschlafe erwacht. Vor uns liegt der, der deutschen Bundesver-

sammlung am 26sten April als Gutachten überreichte Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes, an dem man die Feder Dahlmann's und anderer hochberühmter Namen des öffentlichen Vertrauens und gemäßigten Liberalismus erkennt. Alles scheint sich zu einer grandiosen nationalen Umgestaltung anzulassen.

Es wird sich nun bald zeigen, ob die politische Neugeburt die Schäden der deutschen Kirche heilen wird, wie Hundeshagen anzunehmen scheint. Wir gestehen, daß wir darauf allein unsere Hoffnung in keinem Falle bauen möchten. Bürgerliche Freiheit ist ein hohes, ein herrliches Gut; aber es bleibt dabei: Christi Reich ist nicht von dieser Welt. Nehmen wir z. B. die Vereinigten Staaten. Hier ist die Kirche frei von aller Bedrückung des Staates, von allen Uebergriffen des weltlichen Arms. Das ist ein köstliches Privilegium. Wohl findet sich auch hier in Folge desselben mehr individuelle Frömmigkeit und persönliche Aufopferung für kirchliche und wohlthätige Zwecke, als in den meisten Ländern der alten Welt, und, wenigstens unter den gebornen Amerikanern, weit weniger offene Feindschaft gegen das Christenthum, als in Deutschland. Man läßt hier jeden seine Straße ziehen. Wer von der Kirche nichts wissen will, dem legt man keinen Zwang an, und er hat darum auch keine Ursache, sich über dieselbe zu beschweren, sie zu hassen und zu verfolgen. Allein darum sind wir keineswegs von Uebeln frei. Vielmehr lastet auf uns schwerer, als auf einem anderen Lande, der Fluch des Sectenwesens. Der Protestantismus ist zersplittert in zahllose Parteiinteressen, die keineswegs im Verhältniß der brüderlichen Liebe, sondern der Rivalität, des Neides, der Eifersucht zu einander stehen. Das Schlimmste ist, daß auch diejenigen, welche diese Spaltungen verdammen, durch die Verhältnisse und durch das Gesetz der Selbsterhaltung gezwungen sind, sich mehr oder weniger mit dem denominationellen und sectirerischen Geiste zu identificiren. Die nachtheiligen inneren und äußeren Folgen dieses Zustandes liegen auf flacher Hand.

Von solchem Uebelstande kann uns keine Umgestaltung der Politik befreien, und er wird ohne Zweifel auch in Deutschland, wo die inneren Keime der Spaltung längst vollständig vorhanden sind, eintreten, wenn es zu einer Trennung der Kirche vom Staate kommen sollte. Es muß also eine neue Bewegung vom Herzblut der Kirche selbst ausgehen, wenn es besser werden soll. Wir bedürfen, so will es uns bedünken, einer Umgestaltung des Protestantismus, als solchen, einer neuen Reformation, welche sich der des 16ten Jahrhunderts *ergänzend* zur Seite stellt und sich nicht eine neue Spaltung, sondern ihre Heilung, die lebendige Vereinigung aller zerstreuten Kinder Gottes zu Einer Heerde unter Einem Hirten zum Ziele setzt. Wir bedürfen einer allgemeinen Ausgießung des Geistes der *Liebe* und der *kirchlichen Gemeinschaft*, die auf Christo, als dem alleinigen Fundamente ruht und in seinem gottmenschlichen Leben und seinem lebendigen Worte ihr gemeinsames Centrum hat. Darauf hoffen wir, darum beten wir mit dem Herrn selbst, unserem Hohepriester, „auf daß sie alle Eins seien, gleichwie Du, Vater, in Mir, und Ich in Dir, daß auch sie in Uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest Mich gesandt."

Schiller und Göthe.

Inaugural Discourse, delivered in the Chapel of Columbia College by Rev. H. T. SCHMIDT, *A. M.* (Gebhard Professor of the German Language and Literature). Antrittsrede in der Kapelle des Columbia College, u. s. w. New York. Ludwig & Co. 1848.

Ein eingewanderter, nunmehr verstorbener Deutscher in Neu-York hatte den guten Gedanken, eine deutsche Professur im Columbia Collegium zu gründen und sich dadurch ein bleibenderes und schöneres Denkmal zu setzen, als Erz und Marmor zu thun im Stande sind. Möchte nur dieses Beispiel wohlangewandter Freigebigkeit auch zum Besten der wissenschaftlichen Anstalten der deutschen Kirchen Nachahmung finden, wo eine solche Lehrstelle noch von ungleich größerem praktischen Nutzen wäre, als für die Episcopalkirche, welche das obgenannte Collegium controllirt und im Allgemeinen bisher sehr wenig Sympathie für deutsche Wissenschaft und deutschen Geist gezeigt hat.

Die durch den Abgang Telkamp's erledigte Gebhard-Professur wurde neulich dem Verfasser obiger englisch verfaßten und zugleich deutsch gedruckten Rede, mit welcher er sein Amt antrat, übertragen, und er hat durch dieselbe eine hinlängliche Probe seiner Befähigung dazu abgelegt. Zwar merkt man es der deutschen Rede an, daß sie übersetzt ist, so gleich im Anfang in der Stellung des Genitivs „eine vergleichende Charakteristik, in persönlicher, sowohl als literarischer Beziehung, der beiden Männer, in deren" ꝛc., so wie in der ganzen Interpunktion. Auch sind uns einige Ausdrücke, wie „Schriftner" für Schriftsteller (S. 5 und 12) und „verweitläuftigen" (S. 14) aufgefallen. Allein im Ganzen ist der Styl schön, fließend, nicht selten blühend und verräth einen Mann von vortrefflicher Gesinnung und genauer Bekanntschaft mit dem Genius der deutschen Sprache und Literatur.

Was nun aber den Inhalt betrifft, so müssen wir dagegen entschieden protestiren, und der geehrte Herr Verfasser wird uns das natürlich nicht übel nehmen. Das Thema seiner Rede ist nämlich eine Vergleichung zwischen Göthe und Schiller besonders in ihrer Stellung zur Sittlichkeit und Religion, und da kommt denn der erstere gar schlimm weg, während dem letzteren die höchsten Lobsprüche gespendet werden. Prof. Schmidt beruft sich dabei auf die Autorität W. Menzels, der bekanntlich an Göthe zum Zoilus geworden ist und ihn in seiner Literaturgeschichte und sonst wie einen gemeinen Buben behandelt. Nun ist zwar Menzel ohne Frage ein Mann von viel Geist und Witz, aber zugleich voller Capricen und nicht selten höchst oberflächlich. Strauß hat ihm im zweiten Heft seiner Streitschriften ein solches literarisches Sündenregister nachgewiesen, daß von Gründlichkeit bei ihm schlechterdings

nicht mehr die Rede sein kann. Seine schlimmste Eigenschaft aber ist die plumpe Art, mit der er einige der größten Geister Deutschland's herumhudelt. Wie er den Göthe behandelt oder vielmehr mißhandelt, so auch den genialen Geschichtschreiber der Schweiz, Joh. von Müller, den er geradezu einen charakterlosen Schurken nennt. Wie entschieden man auch Hegel's System verwerfen mag, so wird man ihm als einem der tiefsinnigsten Denker aller Zeiten immerhin dieselbe Achtung schuldig sein, wie einem Aristoteles, Carteſius, Spinoza, Kant, und man kann daher nicht ohne die tiefste Indignation in Menzel's Literaturgeschichte neben anderen Schmähungen die Carricatur lesen: „Hegel gibt sich selber für Gott aus. So haben wir denn einen banausischen, verhockten, stubengelehrten Gott, einen hölzernen und schielenden Kathedermann, einen Mann der mühseligsten und schwülstigsten Scholastik, einen Mann des widerlichsten Neides, der gemeinsten collegialischen Polemik, mit Einem Wort, einen deutschen Pedanten auf dem Thron der Welt!“ Wahrlich sich auf solche Autorität zu stützen, ist keine sonderliche Empfehlung.

Doch um zu Göthe zurückzukehren, was ist es denn, das an ihm hier nach solchem Vorgang wieder so sehr getadelt wird? Der Vorwurf, daß er an den Freiheitskriegen keinen lebendigen Antheil genommen und nicht ein politischer Dichter, etwa wie Herweg oder Freiligrath, geworden ist, übergehen wir, Göthe hat darauf selbst am besten geantwortet in seinen Gesprächen mit Eckermann. Wichtiger ist die Anklage, daß er mit besonderer Vorliebe die menschlichen Schwächen schildere, ja das Laster liebenswürdig darstelle, sich also sowohl in der Wahl des Objects, als in der Behandlung desselben als einen unsittlichen Dichter ausweise. Allein einmal, was das Erste betrifft, so hat Göthe auch die höchsten Ideale zarter, edler Weiblichkeit mit hinreißenden Farben gezeichnet, — wir erinnern nur an die geheimnißvolle, heimwehkranke Mignon, an die Bekenntnisse einer schönen Seele und an die Iphigenie, in welcher sich über den classischen Himmel Griechenlands der Friedensbogen christlicher Versöhnlichkeit wölbt. Sodann, was das Zweite betrifft, so führt uns Göthe Bösewichter vor, vor denen man schaudert, — man erinnere sich an Mephistopheles, den „Geist, der stets verneint,“ dessen „eigentliches Element“ das Böse ist, aus dessen Worten uns überall der personificirte Menschenhaß, der Pesthauch der Hölle anweht. Allerdings verhält es sich in anderen Werken anders. Aber, so fragen wir, gibt es denn nicht Fälle, wo das Laster wirklich liebenswürdig *erscheint*, wo der Teufel sich in *Lichtengelsgestalt* verkehrt? Hat nicht die Schlange eine bunte Haut? In solchen Fällen muß man entweder verlangen, daß der Dichter an diesen Gebieten ganz vorüber gehen soll — das würde aber mit seinem universellen Berufe streiten, wonach ihm die ganze Welt offen steht —; oder daß er seine Gegenstände entstelle — das wäre aber eine Verletzung des obersten Gesetzes der Poesie, nämlich der Naturwahrheit. Die einzig vernünftige Forderung ist hier die, daß der Dichter zuletzt die strafende Hand der Nemesis eintreten lasse, und das thut Göthe. Endlich gibt es Menschen, die von Haus aus edel sind, aber ein Opfer der Verführung werden,

die in uns daher mehr Gefühle des Mitleids, als des Abscheus erwecken. So Gretchen, das einfache, hingebende, naive Naturkind, so Tasso, der zart angelegte, ideale, liebenswürdige, aber krankhaft empfindsame, unbesonnene, unpraktische und unglückliche Dichter, so Faust, der kühne, hochfliegende, aber vermessene Geist. Göthe stellt sie keineswegs als Muster zur Nachahmung und ihre Lage nichts weniger als beneidenswerth dar; umgekehrt, Gretchen und Tasso werden wahnsinnig und verschmachten im Kerker, der verführende und darum weit strafbarere Sünder Faust wird — im ersten Theil, der ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet — vom Teufel abgeholt, und bloß die hülflose Klage des Mitleids: „Heinrich, Heinrich!“ begleitet ihn in den schauerlichen Abgrund. Daß uns das tragische Geschick *solcher* Naturen mit Wehmuth und Schmerz erfülle, statt mit Freude, und daß der Dichter es auf diesen Effect absehe, ist nicht heidnisch, sondern christlich, nicht unsittlich, sondern tief sittlich. Denn sonst müßte man auch die Thränen, welche der Gottessohn über Jerusalem geweint, verurtheilen. Bloß der eigentliche Bösewicht und der verworfene, gemeine Charakter verdienen unbedingte Verachtung und Abscheu.

Wir möchten einmal fragen, was wird denn aus Shakspeare nach einem so beschränkten Maaßstabe? Weiß nicht auch er uns zu Thränen zu rühren über das Unglück des schwachen Königs Lear, über die Liebesschmerzen und den tragischen Untergang von Romeo und Julie? Ja, um noch ein schlimmeres Beispiel anzuführen, er weiß den Sir John Falstaff, diese grundgemeine und absolut ehrlose Seele uns dennoch durch seinen unerschöpflichen Witz im höchsten Grade interessant und angenehm zu machen. Der Dichter wollte damit keineswegs seine Nichtswürdigkeit übertünchen, er hatte überhaupt dabei kein sittlich-religiöses, sondern ein rein humoristisches Motiv.*

Müssen wir so Göthe gegen ungerechten Tadel in Schutz nehmen, so können wir auf der anderen Seite es ebenso wenig billigen, daß Schiller gerade in sittlich-religiöser Hinsicht so hoch über ihn gestellt wird, wie in vorliegender Inauguralrede geschieht. Zwar charakterisirt den letzteren ein Zug der Sehnsucht nach etwas, was er nicht besaß, ein Heimweh nach dem, was nur das Christenthum zu geben im Stande ist. Es drückt sich dieß rührend aus in seinem bekannten Liede: „Ach, aus dieses Thales Gründen, Wo der kalte Nebel drückt,“ so wie in dem Denkspruch, der, wenn wir nicht irren, auf seinem Monument in Jena eingegraben ist:

---

* Ein noch schärferer Tadel träfe hienach eigentlich den wegen seiner Sittlichkeit so viel gepriesenen Schiller. Denn er hat die Maria Stuart, welche die Geschichte, der Hume'schen Vertheidigung ungeachtet, schwarzer Verbrechen anklagt — denn Wollust, Ehebruch, Mord wird man doch nicht kleine Sünde nennen wollen — in viel zu liebenswürdigem Lichte dargestellt und mit ihren Kerkerleiden das tiefste Mitleid erweckt. Von den Räubern, als einem früheren und unreifen Produkte, wo die gemeinsten Zoten vorkommen, wollen wir nicht reden.

„Sehnsucht verlässet uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."

In dieser negativen Beziehung steht er dem Christenthum näher, als sein heiterer, behaglicher, mit sich selbst und mit der Welt zufriedener Freund. Allein der historischen Grundlage des Christenthums stand Göthe zeitlebens näher und verstand sein Wesen unendlich besser, als Schiller. Man findet bei ihm nirgends so offene Angriffe auf das eigentliche Fundament des Evangeliums, wie in den berüchtigten „Göttern Griechenlands," welche Schiller's völligen Bruch mit der christlichen Weltanschauung darthun und in dieser Hinsicht die scharfe Rüge Friedrich Leopolds von Stollberg vollkommen verdienen. Nun sagt man aber, der Sänger des Marquis Posa, der Thekla, der Jungfrau von Orleans hat seine Phantasie wenigstens immer an sittlich reinen Gestalten geweidet. Allein was ist eine Sittlichkeit ohne Religion? Sie schwebt bodenlos in der Luft. Schiller steht auf dem Standpunkte des Kantischen Nationalismus, für die Religion, als ein besonderes und zwar das höchste Gebiet des menschlichen Lebens, hat er gar keine Stelle. Er ist ein Stoiker, seine herrlichsten Gestalten sind, im Lichte des Evangeliums besehen, vom Wurm des Hochmuthes, der Selbstgerechtigkeit angefressen, oder es sind sentimentale Luftgebilde, denen objective Wahrheit und Wirklichkeit mangelt. Und wie eine von dem mütterlichen Boden der Religion losgelöste Sittlichkeit im tiefsten Grunde unwahr ist, so ist sie auch trostlos. Was bleibt Schillern nach seiner herzrührenden Klage über das Zerrinnen der Ideale, „die einst das trunk'ne Herz geschwellt," über das Erlöschen der heitern Sonnen, „die seiner Jugend Pfad erhellt," über das Dahinsinken des Glaubens „an Wesen, die sein Traum gebar," was bleibt ihm von „all' dem rauschenden Geleite" übrig? Freundschaft und Beschäftigung! Die sollen „alle Wunden heilen," die „der Seele Sturm beschwören." Wahrlich ein trostloser Trost! Noch schlimmer steht es um seine etwas frühere „Resignation", ein ächtes Seitenstück zu den „Göttern Griechenlands" und aus derselben Periode 1786—'88. Es beginnt zwar mit dem anziehenden, träumenden: et in Arcadia ego, aber um alsbald in die schneidendste Kälte, in die absolute Hülflosigkeit der Philosophie des Diesseits herabzusinken, die, nachdem sie im Geiste des ächten Eudämonismus vergeblich ihren „Lohn" von der „Vergelterin" gefordert, verzweifelnd ausruft: „Ich weiß nichts von Glückseligkeit." Ist das Tugend, ächte Tugend, die ihren Lohn in sich selber trägt und mit wahrem Glück und Seelenfrieden identisch ist? Nam beatitudo, sagt der Weise, non virtutis pretium, sed ipsa virtus est.

Man mißverstehe uns nicht. Wir wollen weder Göthe mit Gewalt christianisiren, wie etwa jener liebenswürdige Philosoph von der äußersten Hegel'schen Rechten, der selbst in dem leichtsinnigen: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt" einen Anklang an die kirchliche Lehre von der Weltschöpfung aus Nichts finden will!! Ebenso wenig fällt es uns ein, Schiller ungebührlich herabzusetzen und die Herrlichkeit dieses gigantischen Dichtergeistes mit Koth zu bewerfen.

Knüpfen sich ja doch manche unserer schönsten Jugenderinnerungen an seine in majestätischer Pracht der Sprache einhertönenden Balladen, an sein die zartesten Saiten der Empfindung berührendes und so reichhaltiges Lied von der Glocke, an die Heldengestalten des Wallenstein, der romantischen Kriegerin von Orleans, und des Vaters der schweizerischen Freiheit. Nein, wir wollten bloß, einer doppelt ungerechten und einseitigen Beurtheilung gegenüber, in flüchtigen Zügen nachweisen, daß wenn man einmal die Richtschnur des Evangeliums anlegt, beide von demselben leider gleichweit entfernt sind, wie schon ihr inniges Freundschaftsverhältniß und ihr bändereicher Briefwechsel genugsam beweist. Der Unterschied ist eigentlich bloß der, daß Göthe mehr pantheistisch und objectiv die Natur, Schiller mehr rationalistisch und subjectiv den Menschen vergöttert. Es ist, wenn ich nicht irre, Gustav Schwab, welcher den bekannten, absolut nutzlosen Streit, wer von beiden der größere Dichter sei, — als wären unsterbliche Genie's Kirchthürme oder gar Bohnenstöcke, der eine so und so viel Fuß höher als der andere! — mit dem passenden Vers zurückwies:

„Wir trennen sie, die herrlichen Naturen,
Wir messen sie, weil sie verschieden sind.
Wir suchen streitend ihrer Mängel Spuren,
Für Einen gegen Einen immer blind.
Indeß am Himmel, sel'ge Dioscuren,
Ihr Sternbild leuchtet über Fluth und Wind,
Zu retten willig, wenn ein Sturm ergriffen
Die Nachen, die der Dichtung Meer durchschiffen."

Dasselbe läßt sich auch, wie uns bedünkt, im Wesentlichen auf die ebenso müßige Frage anwenden, welcher von ihnen ein besserer Christ war. Sie lebten beide in einer Zeit des kalten Unglaubens, des gänzlichen Zerfalls der Kirche, und selbst die wenigen Gestalten des Christenthums hatten, wie z. B. bei dem sonst so ehrwürdigen Lavater, einen Charakter der Gespanntheit, Gereiztheit und willkührlichen Subjectivität an sich, daß der — rein natürlich betrachtet — durch und durch gesunde Göthe sich eher davon zurückgestoßen fühlte. Wir leugnen es nicht, für den Christen ist ein unaufgelöster Mißklang in der Poesie dieser größten Genien moderner Literatur. Wir wollen den Schmerz darüber nicht verbergen, aber ihn auch noch weniger in die Form eines so rohen Ausfalls fassen, wie Menzel. Ihm gilt vielmehr, was Rückert, nachdem er den Hingang des Adlers geschildert, der noch „Weltverklärungsblitz aus morschen Krallen sprühte," den Kleinmeistern Göthe's zuruft:

„Schämt euch, die ihr am alten Stamm, ihr Knaben,
Das Moos gerupft, vor Männern, die in seiner
Bewund'rung sich herangebildet haben!"

Wir wissen einen viel edleren Ausdruck für jenen Schmerz, den uns Albert

Knapp in seinem herrlichen Gedicht auf Göthe's Tod gedolmetscht, und haben auch eine Thräne der Wehmuth für sein Grab. Großes und Herrliches finden wir bei Schiller und Göthe, aber nicht das Höchste und Herrlichste, der Schönheit begegnen wir in ihren Werken in den mannigfaltigsten Formen, aber nicht dem Schönsten der Menschenkinder. Nun wir brauchen sie ja nicht zu Führern, wir wissen, Gott Lob, wo die köstliche Perle zu finden ist. Sie aber stehen oder fallen ihrem Richter, der auch der unsrige ist.

Wir ehren den sittlich-religiösen Standpunkt, von dem aus Herr Professor Schmidt seine Inauguralrede verfaßt hat, wir reichen ihm darin brüderlich die Hand und freuen uns aufrichtig, daß jene Stelle einem Manne übertragen ist, der etwas Höheres und Besseres kennt, als die Poesie. Aber die Frage ist eben, ob die Art und Weise der Anwendung desselben auf diesen Fall nicht eine verfehlte sei, und ob man sich damit nicht systematisch den Weg versperre zum Genuß und der Geistesbildung, die man auch aus Schiller und Göthe, mit Vorsicht gelesen, ebenso gut, als aus den Wundern der äußeren Schöpfung Gottes und aus den poetischen Producten eines Homer, Pindar, Sophokles, Shakspeare ableiten kann.

„Denn Gottes Gabe war's, und wem von oben
So heller Lichtstrom durch die Seele fließt,
Daß über Millionen hoch erhoben,
Sein Geist in Glanzgebilden sich ergießt,
Und ihn, von allem Farbenglanz durchwoben,
Ein Paradies von Dichtungen umsprießt:
Dem horch' ich gern in seinen Wunderweisen,
Und im Geschenk darf ich den Geber preisen."

Der neuste deutsche Literaturhistoriker, Dr. Vilmar in Marburg, ist ein entschieden gläubiger und noch dazu ein streng kirchlicher Mann, auch ein Mitarbeiter an der „Evang. Kirchenzeitung"; und doch gibt er sich vom ästhetischen Standpunkte aus, der hier allein direct anwendbar ist, einer freudigen Bewunderung der Dichtergröße Göthes und Schiller's hin, obwohl er sehr gut weiß, daß weder der Eine noch der andere ein Christ war. Mit seinen Worten, die vollkommen hieher passen, wollen wir denn auch schließen: „Doch dieser Standpunkt der Personen," sagt er in Bezug auf die uns vorliegende Betrachtungsweise,* „liegt uns ferner, in noch weiterer Entfernung der nach meiner Ueberzeugung ohnehin völlig verfehlte, Dichtung und zeitliche Erscheinung der Person durcheinander zu mengen, wie dieß G. Schwab, Gelzer u. a. auf eine Weise versucht haben, welche keiner Partei genügt und den Dichtern, lebten sie noch, ohne Frage gar seltsam erschienen sein würde. Ich habe mich begnügt, auch an diesen Dichtern die Erfahrung nachzuweisen, daß nicht das, was wir

* Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zweite Auflage. 1847. S. 609.

am klarsten zu erkennen meinen, was wir am beharrlichsten verfolgen, was wir mit dem nüchternsten Bewußtsein als unser Ziel erreichen und ergreifen, sondern das, was wir unbewußt, aus dunklem, aber göttlichem Triebe, ja wider unsere augenblickliche und zeitliche Neigung thun, das Fruchtbarste, das Dauerndste, das Ewige und Göttliche unseres Wirkens ist."

Die Augsburger Confession.

THE UNALTERED **Augsburg Confession**; as the same was read before and delivered to the Emperor Charles V., of Germany, June 25, 1530; and, *The Three Chief Symbols of the Christian Church*: With Historical Introductions and Critical and Explanatory Notes by CHRISTIAN HEINRICH SCHOTT. New York: H. Ludwig & Co. 70, Vesey street. 1848.

Dieß ist eine größere Ausgabe der englischen Uebersetzung der Augsburger Confession, welche wir im Februarheft ausführlicher angezeigt haben. Druck, Papier und Einband sind sehr gut und machen dem Herausgeber Ehre. Der Preis ist sehr billig, 75 Cents. Beigegeben ist dieser Ausgabe ein fortlaufender Commentar, der viel Belehrung enthält und allen Freunden dieses wichtigen symbolischen Buches sehr willkommen sein wird. Bei einem flüchtigen Durchblick der Anmerkungen stießen wir unter anderm auf die Behauptung (S. 96), daß der bekannte Zusatz zum zehnten Artikel de cœna Domini, das improbant secus dosentes, gegen die Zwinglianer und Calvinisten gerichtet sei. Das erstere ist richtig, das zweite aber ein sonderbarer Anachronismus. Denn Calvin war a. 1530 dem gelehrten Publicum noch ganz unbekannt und mit seiner eigenthümlichen Lehre vom Abendmahl noch gar nicht hervorgetreten. Sein erstes theologisches Product war eine Schrift über den Seelenschlaf gegen die Anabaptisten vom J. 1534. Als er später a. 1538 sich von Genf nach Straßburg flüchtete, unterschrieb er daselbst die unveränderte Augsburger Confession. Er selbst schreibt an Prediger Shaling zu Regensburg a. 1557: „Auch verschmähe ich nicht die Augsburgische Confession, welche ich längst willig und freudig unterzeichnet habe nach der Auslegung, welche der Verfasser selbst ihr gegeben."*

Solche und andere Versehen aber können den Werth der obigen Schrift nicht aufheben, und wir wünschen ihr von ganzem Herzen eine weite Verbreitung nicht nur in der lutherischen, sondern auch in anderen Kirchen.

* Nec vero Augustanam Confessionem repudio, cui pridem volens ac lubens subscripsi, sicuti eam auctor ipse interpretatus. Vgl. Henry's „Leben Calvins," Bd. II. S. 505 f. III., 508 ff.

Ein demüthiger Papst.

Ein demüthiger Papst! Klingt das nicht wie der offenbarste Widerspruch? Zwar nennt sich der römische Bischof „Knecht der Knechte Gottes,“ sollte mithin der allerdemüthigste unter den Menschenkindern sein. Aber wenn auch diese Bezeichnung im Munde des ehrwürdigen Gregor des Großen, der sie einführte, Wahrheit sein mochte, so ist sie doch später entschieden zur Lüge geworden, und klingt aus dem Munde dessen, der sich nicht nur den Herrn aller Völker und Fürsten, nicht nur den allgemeinen Bischof der Christenheit — was der genannte Gregor noch als ein Kennzeichen des Antichrist von sich abwies —, sondern auch den Vicarius Christi, ja den Stellvertreter Gottes auf Erden nennen läßt, wie eine unverschämte Ironie. Ein gleicher Widerspruch findet sich bekanntlich zwischen dem Prädicate der Heiligkeit und dem sittlichen Wandel vieler Päpste. Wer hat nicht von den Schändlichkeiten der päpstlichen Pornokratie im 9. und 10ten Jahrhundert, wer nicht von den schauerlichen Lastern eines Alexander VI. gehört? Wahrheitsliebende Katholiken selbst können solche Thatsachen nicht leugnen, und es macht dem genialen Möhler, der mehr als ein anderer Theologe seit Bellarmin, oder wenigstens seit Bossuet, zur Wiederbelebung des Katholicismus beigetragen hat, nicht geringe Ehre, wenn er offen bekennt*: „Unstreitig ließen es auch oft genug Priester, Bischöfe und Päpste, gewissenlos und unverantwortlich, selbst dort fehlen, wo es nur von ihnen abhing, ein schöneres Leben zu begründen; oder sie löschten gar noch den glimmenden Docht durch ärgerliches Streben und Leben aus, welchen sie anfachen sollten: die Hölle hat sie verschlungen.“

Auf der andern Seite ist es auch unsere Pflicht als Protestanten, das Gute freudig anzuerkennen, selbst wenn es bei einem Papste sich findet. Da lasen wir neulich in den interessanten Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Prof. H. Thiersch in Marburg† einen Zug aus dem Lebensende Pius VII., welcher nach seiner Angabe auf „höchst authentischer Tradition“ beruht, und uns eigenthümlich bewegt hat. Als nämlich dieser ehrwürdigste der neueren Päpste sich auf einsamem Sterbelager zum Gang in die Ewigkeit vorbereitete, bog sich ein treuer Diener über ihn mit den Worten: „Heiligster Vater, heiligster Vater! wie geht es?“ Da rief der Sterbende: „Was, heiligster Vater! ich bin ein armer Sünder!‡“ Mit diesen Worten erhob er das Crucifix, das er in seinen Händen hielt, drückte es dann auf seine Brust und schloß die Augen, um sie nie wieder zu öffnen.

---

* in seiner Symbolik, S. 353 der 6ten Aufl.

† Th. II. S. 133 Anm.

‡ im italienischen Original: "Santissimo padre, santissimo padre! come sta?" — "Che santissimo padre! sono povero peccatore!"—

Dabei fällt uns ein, daß der obengenannte große Gegner des Protestantismus auf seinem Todtenbette in München in der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung seinen Trost gefunden und verlangt haben soll, daß ihm Luther's Vorrede zum Römerbrief vorgelesen werde. Wir können die Wahrheit dieser Erzählung zwar nicht verbürgen, haben sie aber mehrmals, unter anderem auch aus dem Munde eines Theologen gehört, der in früheren Jahren in Tübingen mit Möhler persönlich befreundet war.

Gewiß ist es ein gewaltiges Argument für die protestantische Rechtfertigungslehre, wenn selbst fromme Katholiken es erfahren, daß im Anblick der Ewigkeit und der unendlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes die eigenen Tugenden wie Nebelgebilde verschwinden, die Heiligen keine Hülfe reichen können, und das Verdienst Christi der alleinige Ankergrund für die bekümmerte Seele des Sünders ist. Darauf weist auch die altkatholische Sitte hin, den Sterbenden das Bild des Gekreuzigten vorzuhalten. Die frömmsten Katholiken des Mittelalters, wie Anselm von Canterbury und Bernhard von Clairvaux, haben das trotz ihrer sonstigen Irrthümer erkannt. Wahrhaft evangelisch und ergreifend ist die Exhortation des Ersteren für einen sterbenden Mönch, welche schon Chemnitz in seinem Examen Concilii Tridentini angeführt hat, freilich mit Weglassung des Gebetes zur Maria.

„Wenn irgend ein Bruder," so räth Anselm, „an der Schwelle des Todes zu schweben scheint, so ist es gottselig und rathsam, daß er durch einen Prälaten oder einen andern Priester mit folgenden Fragen und Ermahnungen geübt werde. Zuerst frage man ihn: Bruder, freust du dich, daß du im Glauben stirbst? — Er antworte: Ja! — Bekennst du, daß du nicht so gut gelebt hast, wie du hättest leben sollen? — Ich gestehe es. — Fühlst du Reue darüber? — Ja! — Hast du den Wunsch, dich zu bessern, wenn dir das Leben verlängert würde? — Ja! — Glaubest du, daß der Herr Jesus Christus um deinetwillen gestorben ist? — Ja! — Glaubest du, daß du nicht selig werden könnest, als allein durch Seinen Tod? — Ja! — Weißt du Ihm von ganzem Herzen dafür Dank? — Ja! — Sei Ihm daher, so lange die Seele in dir ist, fortwährend dankbar und setze all' dein Vertrauen auf Seinen Tod allein. Diesem Tode gib dich ganz hin, mit diesem Tode bedecke dich ganz, in diesen Tod hülle dich ganz ein. Und wenn der Herr dich richten will, so sprich: Herr, ich lege den Tod unseres Herrn Jesu Christi zwischen mich und Dein Gericht; denn anders kann ich vor Dir nicht bestehen. Hält Er dir vor, daß du die Verdammniß verdienet hast, so sprich: Ich lege den Tod unseres Herrn Jesu Christi zwischen mich und meine bösen Verdienste und bringe das Verdienst Seines vollgültigen Todes als das Verdienst dar, das ich haben sollte und leider! nicht habe. — Abermals sage er: Ich lege den Tod unseres Herrn Jesu Christi zwischen mich und Deinen Zorn. Dann sage er drei Mal: In Deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist! Und seine Klosterbrüder sollen antworten: In Deine Hände, Herr, befehlen wir seinen Geist! — Dann wird er selig sterben und den Tod nicht sehen in Ewigkeit."

Kirchliche Nachrichten.

Europa.

Rom. — Die schon vor einiger Zeit eingetroffene Nachricht von der Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt im Kirchenstaate scheint sich zu bestätigen. Der Papst weigerte sich, sei es aus Gewissenhaftigkeit, sei es aus Furcht vor dem ihm von den deutschen Bischöfen angedrohten Schisma, gegen Oestreich den Krieg zu erklären. Das Volk aber, trunken vom Haß gegen die Oesterreicher und entschlossen, die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens, zu der doch der Papst selbst den kräftigsten Anstoß gegeben hat, durchzuführen, nöthigten ihn Anfangs Mai zur Bildung eines selbstständigen, aus lauter Laien bestehenden Ministeriums für die weltlichen Angelegenheiten, und dieses hat dann sofort den kriegerischen Gelüsten der Römer Genüge geleistet. Der Papst ist also gewissermaaßen seiner weltlichen Herrschaft beraubt und auf einen ähnlichen Zustand reducirt, wie Pius VI. und Pius VII. während ihrer Verbannung, freilich mit dem wichtigen Unterschiede, daß es dießmal nicht die Franzosen, sondern des Papstes eigene Unterthanen waren, welche die wichtige Veränderung herbeigeführt haben.

Irvingianismus in Berlin. — Die „Berliner Allgemeine Kirchenzeitung" berichtet unter dem 10ten Februar: — „Mehrfachen Mittheilungen zufolge steht es fest, daß die in Nr. 9 erwähnte Secte der Irvingiten hier in Berlin drei Verkündiger ihrer Lehre unterhält, die HH. Barklay, Böhm und Carlyle, von welchen Jeder in seiner Weise für diesen Zweck thätig ist. Niedergelegt sind ihre Grundsätze in einem Sendschreiben an die ganze Christenheit, welches im J. 1837 verfaßt und jetzt auch in deutscher Uebersetzung gedruckt ist; s. Rheinwald Acta historico-eccl. 1837. S. 793 ff.; vergl. Neues Repertorium 1847, November, Band XII. S. 189. Ihrem Einflusse schreibt man auch die Schrift zu: „Die Kirche in unserer Zeit, ein Wort an Geistliche und Laien," Düsselthal, in der Rettungsanstalt 1843, 175 S. 8. Aus ganz zuverlässiger Quelle können wir übrigens versichern, daß die Nachricht von der Aufnahme des Prof. Thiersch zu Marburg in diese Secte völlig unwahr ist, wie denn derselbe auch im Begriff steht, sie öffentlich selbst zu widerlegen."

Gotha. — Der Generalsuperintendent Dr. K. G. Bretschneider, bekanntlich einer der gelehrtesten Chorführer des älteren deutschen Rationalismus, ist am 22sten Januar im 72sten Jahre gestorben. Schade, daß er sein verdienstvolles Werk, das Corpus Reformatorum, nicht mehr vollenden konnte.

Amerika.

Statistik der amerikanisch-lutherischen Kirche. — Dieser Körper umfaßt nach der neusten Uebersicht im "Lutheran Standard" 29 Synoden, 615 Geistliche und 1494 Gemeinden. Die stärkste und älteste Synode ist die von Pennsylvanien, gegründet 1748; sie zählt 71 Geistliche. Die neuste und schwächste ist die von Mittel-Virginien (seit 1847) mit vier Geistlichen. Von diesen Synoden sind sechszehn mit der sogenannten Generalsynode verbunden, die übrigen dreizehn, worunter auch die ebengenannte pennsylvanische, (wohl zu unterscheiden von der west- und ostpennsylvanischen) sind unabhängig. Nach einer neulich, im "Weekly Messenger" der reformirten

Kirche angestellten interessanten Vergleichung ist das statistische Verhältniß zwischen der lutherischen und reformirten Kirche folgendes:

Staat:	Deutsch-reformirte Kirche. a) Geistliche.	b) Gemeinden.	Lutherische Kirche. a) Geistliche.	b) Gemeinden.
Pennsylvanien	149	512	182	545
Ohio	67	217	135	401
Maryland	20	38	30	62
Virginien	11	38	32	60
Nord-Carolina	7	21	11	20
Illinois	1	3	7	20
Indiana und Missouri	1	3	51	120
Neu-York	7	12	91	105
Michigan	1	1	10	25
Tennessee und Kentucky			31	80
Wisconsin			5	10
Süd-Carolina, Alabama, Mississippi und Georgia			30	46
Summa:	264	845	615	1494

Hienach hat die lutherische Kirche mehr Geistliche im Verhältniß zu den Gemeinden, als die reformirte. Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes gibt dafür drei Gründe an 1) die lutherische Kirche hat mehr theologische Seminarien (nämlich 7, die reformirte dagegen bloß Eines); 2) sie hat mehr Geistliche von Deutschland erhalten; 3) sie dringt nicht auf eine so gründliche Vorbereitung und nimmt es mit der Aufnahme nicht so genau, als die reformirte. Die Aussichten für das Wachsthum dieser beiden Denominationen sind enorm wegen der riesenhaft zunehmenden Einwanderung, besonders für die lutherische Kirche. Denn die überwiegende Majorität der protestantischen Emigranten ist lutherisch oder unirt. Leider ist die luth. Kirche in sich sehr zerrissen, so daß die einzelnen Abtheilungen, z. B. die Anhänger der alten und neuen Schule, weder innere noch äußere Gemeinschaft mit einander haben. Diese Spaltung und Spannung wird genährt und vermehrt durch das Vorhandensein so vieler Seminarien und Seminärchen, welche zum Theil ihre Entstehung nur der Opposition und dem Parteiinteresse verdanken. Es ist die Ansicht vieler der ehrwürdigsten lutherischen Prediger — und selbst der "Lutheran Observer" hat es neulich offen heraus gesagt—, daß so viele theologische Anstalten und religiöse Zeitschriften der Kirche im Ganzen mehr nachtheilig, als förderlich sind. Keine einzige kann recht gedeihen, wenn die Theilnahme des Publicums so vertheilt ist. Auf der andern Seite stimmen wir mit dem Correspondenten des "Weekly Messenger" überein, daß die reformirte Kirche zu wenig hat, was ihre Schwester zu viel hat. Sie sollte nämlich noch ein eigenes Seminar und ein populäres Kirchenblatt im Westen und für den Westen gründen. Was aber das von ihm vorgeschlagene wissenschaftliche "Review" betrifft, so ist unsere Ansicht, daß sich dazu die besten Kräfte beider Kirchen vereinigen sollten. Gewiß ist ein theologisches Journal in englischer Sprache für beide ein dringendes Bedürfniß, aber es sollte nicht denominationell sein, sondern den deutsch-kirchlichen Geist überhaupt, im Unterschied von den uns umgebenden Confessionen englischen und schottischen Ursprungs, vertreten. Beide Kirchen zusammen wären im Stande, ein solches Journal sogleich in intellectueller und pecuniärer Hinsicht anständig zu unterstützen, was von einer einzelnen sehr zweifelhaft ist. Zugleich aber würde eine solche Cooperation dem höchst unchristlichen Parteigeist, der unter uns sein Unwesen treibt, entgegenwirken und sich die beiden Confessionen von innen heraus und in ihren leitenden Intelligenzen allmählig näher rücken.

Die lutherische Generalsynode hat ihre dreijährliche Versammlung dießmal im verflossenen Mai zu Neu-York gehalten. Die Gesangbuchsfrage, welche wir in

dem Aufsatz über das anglogermanische Kirchenlied (Nr. 4) kurz berührten, soll am meisten Interesse erregt haben; da aber der officielle Bericht über die Verhandlungen noch nicht veröffentlicht ist, so sind wir nicht im Stande, etwas Genaueres darüber zu sagen, als daß, nach der Angabe des Baltimore Observer, die beiden Parteien durch gegenseitiges Nachgeben sich vereinigt haben.

Reformirte Kirche.—Die verschiedenen Classen haben nun beinahe alle ihre jährlichen Sitzungen gehalten. Von allgemeinem Interesse ist die Angelegenheit einer beabsichtigten neuen Liturgie, welche ihnen von der Synode zu vorläufiger Berathung anheimgestellt wurde. Nun sind zwar alle darüber einverstanden, daß die gegenwärtige Liturgie wegen ihres modernen, reflectirenden, kühl verständigen, subjectiven, kurz unkirchlichen und unliturgischen Charakters nicht genüge, weßwegen sie auch fast ganz außer Gebrauch gekommen ist, und daß eine andere höchst wünschenswerth sei. Wie aber diese beschaffen sein, und welche Ausdehnung sie haben solle, darüber sind die Ansichten noch nicht reif und einig. Daher haben einige Classen beschlossen, der Synode anzurathen, die Ausführung dieses für das ganze kirchliche Leben so wichtigen Werkes noch einige Zeit zu verschieben. Mit der Einsicht ist schon viel gewonnen, daß eine Liturgie nicht in einem halben Jahre von einer Committee auf der Studirstube fabricirt werden könne, sondern aus den innersten gottesdienstlichen Bedürfnissen der ganzen Kirche organisch herauswachsen müsse.

Christlicher Hausfreund. — Unter diesem Titel erscheint seit dem 3ten Juni dieses Jahres ein neues deutsches Kirchenblatt zu Cincinnati, alle zwei Wochen zu $1 pr. Jahrg., redigirt von den drei Predigern Oethlefs, Allegheny, Pa., Dr. Fischer, Hamilton, O., und Schaad, Cincinnati. Es ist das Organ der sogenannten „Deutschen vereinigt-evangelischen Synode in Nord-Amerika," welche aus dreizehn Geistlichen besteht und den 5ten September 1847 zu Cleveland, O., ihre dritte Versammlung gehalten hat. Sie ist wohl zu unterscheiden von dem „Evangelischen Verein des Westens," welcher ebenfalls etwa dreizehn Geistliche zählt und in St. Louis sein Centrum hat. Der Hausfreund will sich grundsatzmäßig auch mit Politik abgeben.

Unirte Gemeinden.—Es darf nicht verhehlt werden, daß in vielen sogenannten evangelischen deutschen Gemeinden von Neu-York und den westlichen Staaten die Union bloß ein anderer Name für Indifferentismus und Rationalismus, die Independenz ein Mittel zur Unterjochung des Geistlichen und eine Entschuldigung der völligen Theilnahmlosigkeit an den wohlthätigen kirchlichen Angelegenheiten ist. Dieser Umstand schadet der Sache der wahren Unien unter uns ungemein. So schrieb uns neulich ein würdiger Prediger einer solchen independenten Gemeinde unter anderm:

„Mit meiner Gemeinde geht es jetzt so ziemlich; ihr innerer und äußerer Zustand ist um Vieles besser, als er vor zwei Jahren war. Manche Seele ist für den Herrn gewonnen worden; die Sonntagsschule blüht; ein Frauen-Verein zur Unterstützung armer Landsleute besteht und gedeiht; die mit der Kirche verbundene Schule ist auch in einem guten Zustande; dieß und manches Andere ist überzeugender Beweis, daß der Herr mein Wirken gesegnet hat. Doch ist alles treue und redliche Arbeiten an einer evangelischen Gemeinde nur Halbwerk. Eine zweijährige Erfahrung hat meine Unionsgesinnungen bedeutend geändert. Es muß noch ganz anders, als es bis jetzt geschehen ist, vorgearbeitet werden, ehe eine wahre Union zu Stande kommen kann. Um alle die unirten Gemeinden, die ich kenne, ist es ein Elend; sie sind rationalistisch sammt den Predigern. „Wir glauben all' an Einen Gott," das ist ihr schöner Grundsatz, der auch mit großen Buchstaben über meiner Kanzel geschrieben steht. Darum fand ich auch, als ich hieher kam, Juden, Katholiken ꝛc. in der Gemeinde. Wäre dieser Eine Gott der wahre lebendige, der sich in seinem Sohne Jesu Christo geoffenbaret hat, dann wäre es gut; allein er ist ein leeres, nichtiges Gedankending, ein lebloser Götze menschlicher Einbildung, nicht der Bibel-, nicht der Christengott. Ich habe deßhalb schon harte Anfeindungen und Kämpfe gehabt. Bleibe ich noch länger an der Gemeinde hier, so bringe ich es auch dahin, daß diese Inschrift bald überpinselt wird."